

# DAS SCHWARZE REICH

Z E I T U N G D E R S C H U T Z S T A F F E L N D E R N S D A P  
Organ der Reichsführung "

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH. Zweigniederlassung Berlin. Berlin SW 68,  
Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22 Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der  
Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufl. Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifz. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges Ausland RM. 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen

## Deshalb sind wir stärker

Die deutschen Heere sind im Osten wieder angetreten. Nach den Beispielen, die auf den Schlachtfeldern von Kertsch, Charkow, Sewastopol und am Wolchow gegeben wurden, werden sie den Feind auch in diesem Jahre wieder schlagen und schlagen, bis jede Gefahr gebannt ist, die Europa und das Reich aus dem Osten bedrohen könnte.

Wie lange das währen wird? Wir wissen, daß der Zusammenprall zwischen Europa und dem neuen Tschingis-Khan im Kreml diesen Zweiten Weltkrieg entscheidet. Aber wir wissen auch, daß der Kampf in Rußland nicht enden kann, wie Kriege unter gesitteten Nationen bisher zuenden pflegten: Mit dem Sieg des einen, mit der bloßen „Niederlage“ des andern, die seinen Fortbestand ermöglicht.

### Bis zur Vernichtung

Es geht nicht darum, daß der Bolschewismus im großen geschichtlichen Spiel eine Partie verliert. Ein Bolschewismus, der sich geschlagen gäbe, wäre ein Widersinn, denn nicht gegen Rußland, nicht gegen einen russischen Staat kämpfen wir, sondern gegen ein Prinzip, das den Anspruch erhebt, die Herrschaft des russisch Minderwertigen schlechthin über den Erdball auszudehnen.

Dieses Prinzip kann nicht eines Tages freiwillig die Konsequenzen aus seinen fortgesetzten Niederlagen ziehen, sich als geschlagenbekennen. Es wird kämpfen, bis es fällt. Und wir müssen kämpfen bis zu seinem Zusammenbruch, bis es vielleicht irgendwo noch ein Scheindasein führt, als Machtfaktor jedoch und als Gefahrenquelle endgültig ausgeschaltet ist.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, mit der Zähigkeit dieses Gegners zu rechnen. Niemand wird daher in den Fehler verfallen, die Wochen des Kampfes, die Kilometer des Raumgewinns, die Ortsnamen, Gefangen- und Beuteziffern ungeduldig zu registrieren. Der Gegner hat einen Vorteil: die Unendlichkeit des Raumes. Sie schließt Angriffsoperationen aus, die wie in Frankreich, auf dem Balkan oder in Afrika das Ziel der totalen Vernichtung „in einem Zuge“ erstreben könnten. Auch die umfassendste Bewegung wird hier zur Teilaktion. Der Gegner hat immer noch ein Hinterland. Er hat auch immer noch Menschenreserven. Der Krieg kann ihn nur in zäher Arbeit Stück um Stück zerstören, sein Material vernichten, seine Produktionsstätten nehmen, seine Rohstoffquellen verstopfen die Pulsadern seiner Wirtschaft abdrosseln. Die strategischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten dieses Krieges, seine Gesetze sind andere als in irgend einem vorangegangenen Krieg der Weltgeschichte.

Nicht nur der deutsche Soldat, auch die Heimat hat viel gelernt, sie hat sich auf die Maßstäbe des Krieges im Osten umgestellt und sie wird auch den Faktor Zeit in diesem zweiten Sommerfeldzug anders bewerten.

Vor allem aber müssen wir uns mit einer Bewertung des bolschewistischen Menschen abfinden, der gleichfalls grundsätzlich neuen Maßstäben unterworfen ist. Im bolschewistischen Einzelmenschen spiegelt sich die Zähigkeit des ganzen Systems, das zäh sein muß, weil es keine Kompromisse kennt noch kennen kann.

Es erscheint uns Europäern auf irgendeine Weise phänomenal, daß der bolschewistische

Soldat sich im Angriff Welle um Welle tagewochen lang stürzt in den sicheren Tod treiben läßt, daß er aber trotz seiner sklavischen Gemütsverfassung auch in der Verteidigung eine vollendete Nichtachtung des Lebens entwickelt. Eine Kapitulation eingeschlossener Truppenteile, Festungen und Stützpunkte, wie sie sonst zu den normalen Erscheinungen sonstiger Kriege gehört, ist unbekannt. Sie müssen — in der Sprache unserer Wehrmachtberichte — „vernichtet“ werden. Gefangene werden im allgemeinen nur gemacht, wenn der Feind sich bereits in totaler Auflösung befindet.

Woher röhrt diese schwer begreifliche Verbissenheit? Ist es Mut, Ehrgefühl, Kameradschaftsgeist, die Haltung des geborenen Kriegers? Das sind die seelischen Werte, die uns und in unserem Bereich eine solche Haltung verständlich machen. Wir können sie indessen dem Bolschewisten nicht zubilligen.

Der Bolschewismus hat in Rußland alle Volksschichten mit Vorbedacht ausgerottet, die Träger eines solchen Geistes hätten sein können. Er legt selbst keinen Wert auf die Zuerkennung heroischer Eigenschaften, die der kämpfende Mann seinem ehrlichen Gegner nachsagt. Hier sind Kräfte am Werk, die in unserer bisherigen Vorstellungswelt noch keinen Raum hätten.

Wir brauchen uns, wenn wir das bestätigen, mit dem Bolschewismus als politischer Lehre oder gar Weltanschauung überhaupt nicht auszutauschen. Je näher wir ihn betrachten, um so deutlicher wird er Mittel zum Zweck. Der Zweck, den die roten Päpste im Kreml erstrebten, hatte mit ihren angewandten Mitteln, mit den Verheißenungen ihres abstrakten Programms nicht das mindeste zu tun. Sie verließen die äußerste Freiheit, und sie errichteten die größte Massenversklavung, die die Menschheitsgeschichte kennt.

Aber gerade daß dem so ist, beweist ja wiederum, daß sie Kräfte ausgelöst haben, die vom Verstand ihrer Untertanen gar nicht kontrolliert werden.

Die deutsche Heimat sieht eine Ausstellung: „Das Sowjetparadies“. Unfaßbare Dinge stehen dort nebeneinander. Zeugnisse des sowjetischen „Menschen“-Daseins, ganze Häuser, Wohnungen, Einrichtungen, Hausrat, Kleidungsstücke, die „Arbeitsstätte“ einer Ärztin, Unterkünfte von Studierenden, Amtsstuben usw. Nicht Nachahmungen im Stil des Panoptikums, sondern Originale, mühevoll über weite Strecken transportiert — Zeugnisse einer entsetzlichen Niedrigkeit, eines absoluten Nullzustandes menschlicher Kultur und Gesiftung, einer totalen Entötung jedes Fortschritts- und Gestaltungswillens, wie ihn selbst der primitivste Negerstamm in den „angeborenen“ Grenzen offenbart. Und daneben — Erzeugnisse dergleichen Menschen in der sowjetischen Rüstungsindustrie.

### Woher die Leistung?

Es erscheint uns unfaßbar, daß Menschen, deren Lebensansprüche armseliger sind als die eines Primitiven, Menschen vor allem, die in ihrem eigenen Lebensbereich nicht die geringste Freude an den Fähigkeiten der Hand und des Hirnes erkennen lassen — die erste Voraussetzung für den Menschenaufstieg aus

## Sewastopol gefallen . . .



Zeichnung: Bogner  
Im Augenblick dem Patienten jede Aufregung ersparen!  
Zu allem „ja“ sagen, was er auch von uns Unmögliches will, sonst kämpft er nimmer weiter!

einem Urzustand —, imstande sein sollen, mit den komplizierten Werkzeugmaschinen umzugehen, die das Arsenal der modernen Rüstung beherrschen, und dann gar noch mit den Waffen, die sie selbst erzeugten.

Diese Waffen mögen schlechter sein als die unsrigen. Der Weg vom Nichts zum schlechten Panzer ist doch jedenfalls nicht viel kürzer als der Weg vom Nichts zum guten Panzer. Daß sie überhaupt eine moderne Rüstung zu stande brachten, daß sie den dazu notwendigen gewaltigen Apparat auf irgendeine Weise überhaupt beherrschten, daß sie ohne Führungsstufe, ohne Tradition, ohne Anlehnung an vorhandene verwandte Industrien alles bauten, was ein modernes Riesenheer benötigt, daß sie im vorigen Sommer mit mindestens 25 000 Panzern, ebenso vielen Flugzeugen, mit allen anderen Waffen in entsprechender Zahl bereitstehen konnten, um über das traditionsgeprägte, auf Jahrhunderten aufbauende, wohlerfahrene, wohlorganisierte Europa herzufallen — das ist eine erstaunliche Leistung.

Sie ist, ebensowenig wie die Leistung des Sowjetsoldaten, nicht allein mit der gelungenen Massenversklavung zu erklären, denn mit Sklaven kann man Kanäle graben, nicht aber ingeniose Taten vollbringen. Es besagt auch nicht allzuviel, daß sie sich in der Konstruktion als unschöpferisch erweisen und von fremden Anleihen leben. Läge es daran, so müßte auch Herr Tschiangkaischek längst nicht mehr auf amerikanische Lieferungen angewiesen sein, er hat Sklaven genug und an Vorbildern jeweils die letzten Modelle.

Wir müssen auch im bolschewistischen Menschen so etwas wie eine „Glaubenskraft“ vermuten, die ihn zu ungeahnten Dingen befähigt, gewiß nicht eine unseres Sinnes, eher schon die infernalische Besessenheit des blindwütigen Sektierers. Und woher sie kommt, das wird einem gerade dann offenbar, wenn man den ungeheuren Zwiespalt zwischen bolsche-

wistischer Lebenshaltung und bolschewistischer Rüstung vor Augen hat.

Der Bolschewismus hat mit der Ausrottung aller gebildeten und denkbaren Menschen auch alle Maßstäbe der Menschen für das Leben selbst und seine Werte vernichtet. Er hat so eine Vergottung des Staates und seiner Allmacht erreicht, in die wir uns nur sehr allmählich hineindenken können.

Der Mensch ist ein Nichts. Er hat keine Ehre, kein Recht, nicht einmal eine Existenzberechtigung. Man darf ihm seinen Besitz nehmen, ihn erschlagen oder in die Sklaverei abführen. Wie mächtig ist der Staat, der das vermag: ein grimmiger, wutschlauber, gefährlicher, aber allmächtiger und daher anbetungswürdiger Gott!

Wie herrlich ist der Staat, der im Angesicht schmieriger Elendsbaracken und schlammiger Erdlöcher prunkvolle Paläste baut!

### Der Götze . . .

Nur wir Europäer sehen ja die Schmach darin, den menschenunwürdigen Zynismus dieses gespenstigen Nebeneinanders. Der bolschewistische Massenmensch, der es verlernt oder nie gelernt hat, sich selbst und seinen eigenen Bedürfnissen irgendeinen Wert beizumessen, versinkt dagegen in Andacht und Bewunderung vor so viel staatlicher Herrlichkeit. Gewisse Parallelen mit den Tempelbauten anderer Kulturreiche und Machtbereiche drängen sich auf: je furchtbarer, je unmenschlicher, je prunkstücker ein Gott dargestellt wird, um so größer ist seine Gewalt über das Stäubchen Mensch!

Vor der Elendshütte des Kolchosbauern steht der Traktor, die gewaltige, unbegreifliche Maschine. Wir Europäer haben den Gott Traktor immer verachtet, denn wir bauten uns

Maschinen, sie zu beherrschen, und schon in unseren Jüngsten drängt der Wunsch nach Erfüllung, ein Riesenflugzeug mit leichtem Fingerdruck sich gefügt zu machen.

Aber der Traktor ist für den bolschewistischen Sklavenmenschen wirklich ein leibhaftiger Gott. Er besitzt ja nichts und er vermag ja nichts, was sich diesem Wunder vergleichen ließe. Er hat ja selbst keine Maschine, kein Auto, kein Motorrad, kein Fahrrad, nicht einmal eine Kaffeemühle, ihm fehlen alle diese Stufen des Begreifens, die uns auch die D-Zug-Lokomotive, den Ozeandampfer nur als Werkzeug erscheinen lassen. Er kann ja den Traktor nicht bauen, er kann ihn auch nicht begreifen. Bauen kann ihn nur der Staat und sein selbst schon göttähnlicher Beauftragter, ein Privilegiertes von priesterlicher Würde — der Facharbeiter. (Unsere Männer, die die Landwirtschaft in den besetzten Ostgebieten wieder in Schwung brachten, erzählen, wie die Bauern voller Eifer, aber doch ungläubig daran gingen, den fehlenden Traktor durch ihrer Hände Arbeit zu ersetzen. Wie sie voll des Staunens waren, daß ihnen das Werk gelang. So sehr waren sie von der Macht des Götzens überzeugt.)

### ... und seine Sklaven

So hat das bolschewistische System seiner Götterähnlichkeit Beweiskraft gegeben, indem es den Menschen tief in den Staub tritt. So schuf es sich die Voraussetzungen einer gläubigen Hörigkeit, die auch in der versklavten Kreatur so etwas wie einen fanatischen Glaubenseifer auslöste.

Es nutzte die grenzenlose Unbildung und Unwissenheit seiner Massen: nur der bolschewistische Staat baute Traktoren, Fabriken und Paläste, nur in seiner Macht lag es, den Menschen jene unsagbar kümmerlichen Privilegien zu verleihen, die er an die eifrigsten Eiferer zu vergeben hatte. Außerhalb des bolschewistischen Machtbereichs gab es diese Herrlichkeiten nicht: keine Traktoren, keine Fabriken, keine Paläste. Dort neidete man dem bolschewistischen Menschen nicht nur seinen erhabenen Gott, sondern auch sein Leben; dieses zwar mühselige, freudlose Leben, aber ein Leben in der Ansehung „Gottes“, seines sowjetischen Paradieses und Stalins, seines Propheten. Und so krallt sich der überzeugte Bolschewist an die „Werte“ seines Daseins, er führt mit fanatischer Verbissenheit einen echten „Glaubenskrieg“.

Dieser „Glaubenseifer“ der Fanatiker, er mag noch so seltsam und phantastisch sein, ist als alles bewegende Kraft in diesem Kriege deutlich zu spüren. Er dient verbrecherischen Drahtziehern, die ihn ihrem Sklaven nach Maß angepaßt haben, er ist stumpf und nüchtern, und er kann nur in ödesten Hirnen gediehen. Aber er wirkt. Dies allein braucht uns an ihm zu interessieren.

Es ist für einen Gegner völlig gleichgültig, wo eine Kraft herrscht, die er mit Waffengewalt brechen muß, und welcher Art sie ist, ob gut oder böse, hoch oder niedrig. Nur ihr militärisches Potential ist entscheidend.

Als die Hunnen und Awaren, die Tataren und Muselmanen gegen Europa anstürmten, war das europäische Christentum jung genug, selbst ein militärisches Abwehrpotential zu entfalten. Es konnte sich in den Kreuzzügen sogar zum Offensivgeist steigern.

Heute gibt es in Europa nicht mehr viele Menschen, die sich für religiöse Dogmen totschlagen lassen. Der europäische Krieg hat bei all seinen Schrecken bis auf Churchills Schurkenreien immer noch zivilisierte Züge, und er wird vornehmlich mit dem Verstand geführt, er hat seine festen Regeln und Gesetze. Und gegen dieses Europa erhob sich die Drohung aus dem Osten, der „Glaubenskrieg“ der Minderwertigen! Ein Europa, wie es vor 20 Jahren war, hätte ihn nicht bestanden.

### Unser Glaubenskrieg

Dass wir ihn jetzt siegreich bestehen, ver danken wir den echten Glaubenskräften, die der Führer, die Gefahr erkennend, zur rechten Zeit in uns weckte. Vielleicht sind wir uns dieser Kraft in ihrer letzten Auswirkung überhaupt erst nach dem Zusammenprall mit dem Bolschewismus bewußt geworden. Wir haben ihm nicht nur die besseren Waffen, das bessere Soldatentum entgegengestellt, jeder Mann hat draußen erkannt, daß die Entscheidung letztlich auf einer anderen Ebene fällt. Dem fanatisierten Massenwahn des bolschewistischen Sklaven, der fanatischen „Priesterschaft“ der Kommissare und Politrucks trat ein wissendes, an seine Sendung glaubendes Volk entgegen, und das Gewicht der Entscheidung lag immer bei den Männern, die ihre Entschlossenheit aus einer sicheren weltanschaulichen Haltung bezogen.

Ihr Wissen und Ihr Glaube hat Ihnen ein ungemeines Maß von Verantwortung auf die Schultern gelegt, und vor der Größe dieser Verantwortung vor dem Volk, der Heimat, der deutschen Zukunft versank das persönliche Schicksal, auch die Liebe zum Leben in die Bedeutungslosigkeit. Sie haben die Heimat gerettet, sie retten Europa, und sie werden den Bolschewismus vollenständig zu Boden werfen und austreuen, nicht weil das ein Kriegsziel unter anderen denkbaren Kriegszielen wäre, sondern weil es in einem Glaubenskrieg keine Kom promisse und faulen Halbheiten gibt.

# Sollen wir Jura studieren?

Vor langer Zeit — es war noch vor dem Ausbruch des Krieges — schrieb uns eine Mutter, die mit wachen Augen in die Welt sah: Ist es eigentlich recht, daß mein Junge Jura studiert? Soll er nicht lieber umsatteln? Bietet ihm dieser Beruf noch Aussicht auf ein erfülltes Leben? Wird er ihn nicht von allem entfernen, woran sein Herz heute hängt?

Der Krieg hat eine Entwicklung beschleunigt, in der sich gleichsam zwangsläufig eine Kluft aufstaut zwischen dem Volk, seinem Rechtsbewußtsein, seinem Glauben und der Vorstellungswelt des Nur-Juristen, der es nicht begriff, daß Blut mehr wiegt als Tinte. Die Entwicklung gipfelte in der letzten Führerrede: sie zog den sozusagen amtlichen Trennungsstrich, der die nationalsozialistische Revolution, das Gesetz unseres Daseins, für immer trennt von wirklichkeitsfremder Paragraphenreiterei, vom Recht als Selbstzweck, wie es von verblissenen Juristen vertreten und verkündet, von trockenen Wissenschaftlern gelehrt wurde.

Heute ist die Frage, die eine heilsichtige Mutter damals schon vernahm, zu einer Generationsfrage geworden: Soll man Jura studieren? Und ist das nicht so, als begebe man sich geradeswegs auf den Pfad der Negierung, ins Lager einer lebensfeindlichen aussterbenden Menschensorte?

Schon sprechen unsere jungen Soldaten an der Front darüber mit all dem Ernst, mit dem sie sich im Kriege, reif und sehnd geworden, auf die künftigen Lebensaufgaben vorbereiten. Es sind ja nicht wenige unter ihnen, die sich

als Abiturienten für den Beruf des Rechtswahrs entschieden haben oder als Rechtsstudenten, Assessoren, Referendare gar schon am Beginn der „juristischen“ Laufbahn stehen. Und einer erzählt uns von seinem Kameraden, der nach der Führerrede rundweg verzweifelt:

„Du wirst nicht zweifeln, daß Ihr mit dieser Rede erledigt seid. Ich werde jedenfalls nach dieser Abfuhr nicht Jura studieren.“

Aber der junge Offizier, der uns das schreibt, hat den Führer besser verstanden. Gewiß, der „Jurist“ alten Stils sei tot; wo er noch sein volksfremdes Unwesen treibe, würde er sein Schicksal nicht mehr aufhalten können. Aber nun gelte es, eine um so größere Aufgabe zu erfüllen: den Neubau des deutschen Rechts und seine Anwendung im Geiste der neuen Zeit. Und die Jungen, die draußen stehen und unter den härtesten Anforderungen sich bewahren, unter denen Menschen je gesiebt worden sind, diese Jungen brennen darauf, mit der gleichen Verantwortungsfreude bereit zu tun — „nicht unerrettet, sondern im Namen des Volkes!“

Damit ist die Frage entschieden, ob man Jura studieren soll. Natürlich soll „man“ Jura studieren! Denn wer soll künftig das Recht pflegen und wahren, das uns allen vorschwebt? Man muß die Frage nur richtig stellen. Ob man Jura studieren soll, darüber gibt es gar keine Diskussion; wer hingegen Jura studieren soll — das muß allerdings noch geklärt werden.

Tüchtigkeit dem Volk jedenfalls, der Rechtspflege jedenfalls verloren ging.

Unter diesen Umständen blieb die Zahl der idealistischen, gefühl- und instinktsicheren Rechtswahler in der Rechtspflege — anderen Vorhandensein niemand zweifelt und denen wir alles verdanken, was die praktische Rechtspflege zur Schöpfung volksnahen Rechts beigetragen hat — zu gering.

Daraus sind zwei klare Folgerungen zu ziehen:

Wir brauchen nur solche Rechtswahler, die sich wirklich der Rechtspflege widmen wollen.

Aber dafür sind nur die Besten gerade gut genug.

Die Jungen sollen Jura studieren, auch in dem klaren Bewußtsein, daß man das Recht und die Pflege des Rechts nicht eigentlich erlernen kann und daß man wohl mehr totes als lebendiges Wissen in sie hineinstopfen wird. Aber sie sollen nur dann Jura studieren, wenn

## Mut und Verantwortungsfreude

Unser junger Kamerad ist auch hier auf dem richtigen Weg. Sein Hinweis auf den Geist des bewährten Frontsoldaten — darunter sind auch Juristen mit dem Ritterkreuz —, der sich in der künftigen Rechtspflege bewahren soll, hat sich mit einer Feststellung gekreuzt, die der Aufsatz „Dies ist eine Menschenfrage!“ in der 24. Folge des „Schwarzen Korps“ enthält:

„Die jungen Abiturienten, Studenten, Assessoren, die sich heute in der Frontkameradschaft bewahren, die dort mehr tun als eine vorgeschrifte Pflicht, die beispielhaft wirken nicht als Vorgesetzte, sondern als Männer unter Männern, die ihre soldatische Tugend aus innerem Antrieb entwickeln — wir glauben nicht, daß sie dereinst als Richter sich aus Bequemlichkeit an Paragraphen klammern, aus Denkfaulheit ständige Rechtsprechung nachbeteten, der blutleeren Konstruktion den Vorzug vor dem lebendigen Leben geben könnten.“

Wenn diese Männer, die an der Front Mut und Verantwortungsfreude, Menschenkenntnis und die Fähigkeit der Menschenführung offenbarten, nach dem Kriege ihre Berufung darin erblicken, als Richter und Anwälte weiterhin ihrem Volk zu dienen und Kämpfer für das Recht, für den Sieg des Lebens zu bleiben, dann übernehmen sie eine Lebensaufgabe, die ihres Soldatentums würdig ist.

Denn was wir am Juristen alten Stils auszusetzen haben, was schließlich fast zu einer Vertrauenskrise geführt hat, das sind ja nicht so sehr irgendwelche „Probleme“ des Rechts und seiner Handhabung, das ist vielmehr die zutiefst unsoldatische Haltung des Paragraphenmenschen, seine innere Feigheit, seine Angst vor der eigenen Entscheidung, seine Flucht aus der Verantwortung. Wer in soldatischer Haltung die Stelle eines Paragraphenreiters einnimmt, wer als junger Nachwuchsrichter oder -anwalt den Mut mitbringt, gegen die angebliche Tradition, gegen die versteinerten Rechtsbegriffe, gegen die bequeme Verfahrensweise der „Kollegen“ alten Stils anzugehen, tut mehr für ein volksnahe Recht als ein ganzes Kollegium ehrwürdiger Greise, die auf der Suche nach dem Neuen im alten Brei röhren. Wir brauchen ihn wie das tägliche Brot.

Was geschieht denn, wenn die an der Front bewährten Jungen, die das Herz auf dem rechten Fleck, einen wachen Verstand und kluge, geschärfe Sinne haben, sich von der „Juristerei“ abwenden sollten als von einem sozusagen verfehlten, jedenfalls unbeliebten Beruf mit zweifehligen Zukunftsaussichten?

Wir brauchen nun einmal Richter, Staats- und Rechtsanwälte. Und wenn sich die Besten von diesen Berufen abwenden, werden die minderen Qualitäten an ihre Stellen rücken.

Und dann kann sich der Staat eine neue Rechtspflege wünschen, das Volk kann seine Vorstellungen von dem Recht haben, das in seinem Namen gesprochen wird: es ist alles vergebens, es würde alles beim alten bleiben, die Kluft, die sich zwischen Volk und Rechtspflege aufgetan hat, würde nur breiter, die Vertrauenskrise würde verewigigt.

Es lag ja auch bisher nicht an den Gesetzen, an den Paragraphen, am Willen des Staates, an den Befugnissen der Richter und Anwälte, daß die Rechtspflege und die Rechtsauffassungen mancher zünftigen Juristen dem Geist der Zeit und den Bedürfnissen unseres volkischen Daseins nicht zu folgen vermochten. Es lag immer an den Menschen, an den Voraussetzungen ihrer Berufswahl.

Weshalb wurden viele Jurist? Man wurde Arzt aus erkannter Berufung, man wurde Künstler, Ingenieur aus einer Neigung, die sich meist schon im Kinde offenbarte. Nur wenige sind aber Juristen aus Berufung und Neigung geworden, der Beruf selbst, so wie er sich darbot, ließ das gar nicht zu. Er forderte weder klar erkennbare Fähigkeiten, die zur Tat und Bewährung drängten, noch ließ er dem jugendlichen Idealismus freies Spiel. Der junge Mensch, der sich für einen anderen Beruf entscheidet, spürt meist in sich den großen Schwung der idealistischen Zukunfts Hoffnung, er will Großes leisten, Taten vollbringen, die Welt verbessern.

Die Juristerei alten Stils aber hat all dem keinen Raum geboten, und der junge Idealist, der sich dennoch auf diesen Weg begab, hat oft schon in den ersten Studiensemestern erfahren, daß seine selbständigen Regungen fehl am Platze wären, er erhielt beim Eindringen in die Materie nicht Auftrieb, sondern kalte Duschen.

So haben sich für die Juristerei häufig Menschen entschieden, die zwar aus Ehregeiz — oder weil Vaters Geldbeutel es erforderte — einen akademischen Beruf zu ergreifen und einen Doktorstitel zu erlangen wünschten, nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes aber dorthin drängten, wo man mit den geringsten Fähigkeiten, der am wenigsten ausgeprägten Begabung doch zum „Erfolg“ gelangen konnte.

Das trifft sie nicht als Vorwurf. Es entsprach durchaus der allgemeinen Auffassung. Ja, es konnte gar nicht anders sein, denn die Rechtspflege, oder was der Liberalismus darunter verstand, appellierte nur einmal nicht an besondere Neigungen und Fähigkeiten, an den Idealismus des jungen Studenten, sie wäre ein amüsantes Handwerk ohne jede weltanschauliche Verpflichtung.

Jeder Wagen mehr -

**EIN PANZER MEHR**

gegen den Feind!



Helft mit! Spart Wagenraum!

Räder müssen rollen für den Sieg!

sie sich gegen die Gefahren der Verknöcherung und der geistigen Bequemlichkeit immun wissen und wenn sie dessen gewärtig sind, daß ihr Leben ein Kampf sein wird. Sie sollen ihrer Entscheidung eine Selbstprüfung voranstellen und sich dieser Berufung wirklich nur verschreiben, wenn sie die große politische Aufgabe erkennen und bejahen, die ihrer harrt, wenn sie bereit sind, ihren Beruf als unbedingten Dienst an der Gemeinschaft aufzufassen, nicht nur in beamteten Stellungen, sondern auch in der freien des Rechtsanwalts.

Die Jungen aber, die so fühlen und denken, werden zu den Besten unserer Jugend gehören, und gerade ihnen werden die Wahl und die Entscheidung am schwersten fallen. Um die Besten bemüht sich alles. Die Besten locken die Aufgaben, die das Offizierkorps auch im Frieden zu erfüllen hat. Die Partei braucht sie für die Ordensburgen, um den Nachwuchs der politischen Führung zu sichern. Der Staat braucht die Besten für einen vom Bürokratismus ungehemmten Verwaltungsapparat, der Osten ruft nach Tatkraft und frischem Wagemut. Eine unendliche Reihe,

Die Gefahr besteht, daß die Rechtspflege daneben nicht über die rechte Werbekraft verfügt. Was anderswo durch den Erfolg wirkt, ist hier erst Hoffnung und Versprechen, will erst erkämpft werden. Das darf nicht abschreckend wirken, sonst wird nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes wieder der gleiche Allerweltsakademiker in diesen Beruf strömen, der sich darin um so sicherer fühlt, je weniger man ihn andernorts gebrauchen kann.

Diese Gefahr zu bannen, ist Aufgabe der im Soldatentum bewährten Jugend. Mit der Härte der Aufgabe wird ihre Hingabe wachsen. Sie muß sich das Feld der Rechtspflege als eine Domäne der Mutigen, Verantwortungsfreudigen und Unbeugsamen erobern und sich dabei alles vom Leibe halten, was nicht ihres Sinnes ist.

Haupschriftleiter Gunter d'Alquen, z.z. Waffen-FF

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 vom 1. Mai 1940 gültig.

## Keine Allerweltsakademiker mehr

Weil die Juristerei für sich nicht mit einer idealistischen Aufgabe zu werben vermochte, deshalb zerflös dieser Stand von Akademikern auch ins Uferlose, und ein großer Teil seiner Angehörigen fand sich im praktischen Leben gar nicht mehr dort, wo es das Recht zu wahren gibt, sondern auf allen möglichen und unmöglichen Lebensgebieten, wo sie weit mehr als inhaltlose Träger eines Titels denn als Bewahrer eines bestimmten Wissens oder Wollens fungierten!

Aus dem Doktor der Rechte wurde der Allerweltsakademiker, der für alles wie für nichts zu gebrauchen war. So kam er massenhaft in die Verwaltung, deren Funktion doch nur in sehr geringem Maße von einer einseitigen Fachgelährsamkeit der Beamten abhängt. So strömte er in die Wirtschaft, wo er in solcher Ausbreitung nicht das mindeste zu suchen hat, und in ihre Organisationen, die im gleichen Maße verkalkten und verbürokratisierten,



# Für Germanien

Links:

„Obersturmbannführer Christian Frederik v. Schalburg als Premierleutnant in Galanuniform der kgl. dänischen Leibgarde mit seiner Frau

Rechts:

Bei einem Besuch der Ruinen der Schalburg, der Burg seiner Väter

Unten:

Im harten Winterkampf, in gefahrvollen und in schweren Stunden ist „Obersturmbannführer v. Schalburg, was er immer war: glühender Kämpfer gegen den Weltfeind, bester Kamerad seiner Männer



Von erster Stunde seines Kampfes gegen den Bolschewismus war „Obersturmbannführer Christian Frederik v. Schalburg, wo seine Männer standen

Unten rechts:  
In Kopenhagen war ein Staatsakt zugleich Ausdruck der Heldenehrung der Heimat des gefallenen Kämpfers für Germanien

**D**ie Geschichte lehrt uns, daß nur die Verbundenheit von Völkern dauernden Bestand hat, deren Treue zueinander mit dem Blut ihrer Besten besiegelt wurde. Es ist, als wenn die Mahnung der auf den Schlachtfeldern Gefallenen in stummer Eindringlichkeit in jenen fortlebt, die die Verpflichtung aus den Opfern des Krieges in den Sieg hinübernehmen, um ihn nach dem gemeinsamen Schwur der Toten und der Lebenden zu gestalten.

Der Soldatentod, dem unsere Brüder gleichen Blutes an der Seite der Blutzugenden unseres Volkes sich unterwerfen um des gleichen guten Ziels

(Fortsetzung auf Seite 4)



Aufnahmen: „PK-Kriegsberichter Hummel + (3),  
Borelli (2), Alber (1), Martensen (1)



„Es ist das Los des Soldaten, zu kämpfen und — wenn es notwendig ist auch sein Leben zu geben.“ Der „Mann v. Schalburg“ ist gefallen. Ein soldatisches Leben fand im Kampf und Helden Tod gegen den Weltfeind letzte Erfüllung. Die dänischen Freiwilligen nehmen Abschied von ihrem gefallenen Kameraden und Kommandeur, der im Geiste immer in ihrer Mitte sein wird



CF.von SCHALBURG



# Die Ehrfurcht der Soldaten

Die Tage Frankreichs schienen noch nicht gezählt, der Glanz seines Namens noch Bürgschaft genug seines Sieges zu sein, als sich in der Kathedrale von Notre-Dame in Paris die Minister und Marschälle Frankreichs, die Repräsentanten seines geistigen Lebens, die Botschafter und Gesandten der verbündeten und befreundeten Mächte zur großen Messe versammelten. Gott, der nur ein französischer Gott sein konnte, sollte in den Krieg gezwungen werden, der da aus jüdischem Haß genährt, die Ehre und den Ruhm Frankreichs zu verteidigen vorgab. Es war nicht das Volk, das, ungewiß, unsicher, oft enttäuscht, wohl den Weg seines Krieges zu gehen bereit war, ohne ihn jedoch im Namen Gottes wagen zu wollen, wohl bereit zu einem Opfer wenn das Vaterland es verlangte, aber ohne die Inbrunst und Leidenschaft, die die Hingabe der Völker an außerordentliche Ziele auszeichnet.

## Falsches Spiel

Was hier in Notre-Dame, den feierlich prunkenden Ornamenten des Erzbischofs von Paris vor Augen, auf die Knie sank, Gott auf die Sache Frankreichs zu verpflichten, war nur um eine Rechtfertigung beflissen. Nicht vor sich selbst und dem Nachbarn, der leise ächzend an der Seite kniete und mit dem man die Einsicht in die Notwendigkeit einer theatralischen Geste teilte, auch nicht vor jenen Regierungshenden in den ersten Reihen der Frommen, die auf die Wirkungen der Szene bedacht sein mußten, die vor der Welt zu spielen war.

Wenn in den Soldaten, die unter den Betern die Bindung des soldatischen Frankreichs an einen göttlichen Auftrag zu bekräftigen hatten, sich ein Gefühl der Verachtung regen mochte für jene Spieler, die das zweifelnde Herz der Nation mit einem glänzenden Schauspiel zu gewinnen suchten — sie waren vielleicht erst in einem Augenblick auf ihre Plätze gerufen worden, als das Verhängnis des leichtfertig heraufbeschworenen Krieges nicht mehr abzuwenden war und es nur noch eine Tugend zu üben galt, die des Schweigens, um nicht an innerer Zerkleinerung und Widerspruch im Kreise der Führenden selbst das in den Krieg geworfene französische Volk zu lähmen.

Schwiegen die einen so im Einverständnis der Schauspieler, die ihre Rollen gut, sehr gut spielen müssen, um die Schwäche und Leichtfertigkeit des Dramas zu verbergen, mußten die anderen schwiegen, weil die Notwendigkeit eines Zuspruchs begriffen wurde angesichts des ungeheuer heraufwachsenden Verhängnisses — keiner von denen, die in Notre-Dame sich versammelten, hätte zu glauben gewagt: Dies ist der Krieg, den Gott will!

Wenn die Besten unter ihnen noch eine Tradition zu verteidigen vorgaben, so hatten sie doch den Glauben an die Notwendigkeit dieses Krieges längst eingebüßt — der Gott, den sie riefen, war nur die Schutzmacht ihrer selbstsüchtigen Abgrenzung, und darum waren sie in jene Unsicherheit gestürzt, die mit einem prunkenden Schauspiel die geschichtliche Wahrheit überlärmten will.

Aber die Rechnung der Propaganda geht immer nur auf, wenn sie die Eindeutigkeit der geschichtlichen Wahrheit für sich hat. Dann mag das Bild, das sie zeichnet, auf die starken Farben verzichten; indem sie Tatbestände des Rechts und des Unrechts an ein natürliches Wahrheits- und Rechtsempfinden heranträgt, kann sie auf die Schönrednerei ebenso verzichten wie auf die Schwarzmalerei; sie braucht den Namen Gottes nicht unnötig zu bemühen wie diejenigen, die ihre Bußfertigkeit, ihre Damit, ihre Gotteskindschaft erst in dem Augenblick entdecken, in dem der riesige Schatten des Krieges über die Szene fällt, die bisher der Schauplatz der Spiegelfechtereien war.

Gott ist kein Schauspieler, den ein glänzender Rahmen und ein großer Aufwand verlocken könnten, die erste Rolle in einem Schauspiel zu übernehmen. Wohl, in den Gebeten um Schutz, die die Frauen Frankreichs, in der Auvergne, in der Picardie, in der Normandie, in der Bretagne ihren zum Kriegsdienst abrückenden Männern nachmurmeln, in diesem verzweifelten „mon Dieu, mon Dieu!“ war auch der Name Gott vielfältig beschworen; anders aber als in Notre-Dame, wo die aufdämmernde Erkenntnis der geschichtlichen Verfehlung sich eine göttliche Rechtfertigung zu erschleichen suchte, lebte hier die Furcht des einfältigen Herzens vor einem Kriege, den man nicht mehr begriff.

## Der Canterbury-Gott

Die in Notre-Dame waren ehrfurchtslos, doch weil sie ahnten, daß eine Nation nicht mit Zweifeln in ihre schwerste Stunde gehen darf, legten sie sich die Toga der Ehrfurcht um. Als sich die Tragödie der Nation vollendete, lagen die Kirchenschiffe von Notre-Dame längst verödet; die enttäuschten Beter waren schon vor dem letzten Akt nach Hause gegangen.

Doch sollte die Versammlung von Notre-Dame nicht die einzige ihrer Art bleiben, als

der Krieg fortschritt. Sich selber einen göttlichen Auftrag zusprechen und die propagandistischen Formulierungen daraus ableiten, galt schon immer als ein wirksames Mittel der Überredung, wenn die Wahrheit der Geschichte bekannt zu werden drohte.

Man wird einmal mit dem Namen Canterbury das Zeitalter eines in englische Kriegsdienste gezwungenen Gottes eingeleitet finden. Canterbury wird als die Börse erscheinen, an deren Kurstafeln die göttlichen Werte in dem Maße sinken, in dem die realen Voraussetzungen des Sieges schwinden. Es wird nicht so sein, daß hier ein Volk auf seine geheimen Lebensmächte verwiesen wurde, als seine Niederlage herandröhrt; die fliehenden Hohenpriester, die getauften Juden, die Atheisten und Freimaurer, die im Schatten Canterbury's ihre Kurse austauschten, werden Gott ob seiner versagenden Propagandakraft verächtlich machen und in der Mitnahme des Kirchenschatzes ein geringes Entgelt für die Mühe der vielen Inszenierungen erblicken. Zurückbleiben wird das in seiner Ehrfurcht verletzte und beleidigte Volk, dem sein Canterbury-Gott versinkt, und nun ein langes, hartes Leben braucht, um zu erkennen, daß Gott, der Uralte, seiner nicht spotten läßt.

Scheint der Tag noch ferne, da in Moskau der Schlachtruf „Im Namen Gottes“ ausgestoßen wird?

Im Pacht- und Leihgesetz des amerikanischen Gottesfreundes Nr. 1, Delano Roosevelt, ist, wer wollte daran zweifeln, auch der amerikanische Gott vorgesehen, der in schillernden Revueuniformen angeboten wird, jedem Geschmack und somit auch dem sowjetischen, der die Verwandlungen liebt, anzupassen.

Eindeutiger noch als in Canterbury's Anweisungen zum glücklichen Leben ist der Allmächtige hier ja zur Schutzmauer der Staubauger und Eisenschränke, der höchsten Wolkenkratzer und der vollkommenen Konserven bekannt und seine Verherrlichung als Wesen des amerikanischen Gottesauftrages in der Welt uns erläutert worden.

Greift zu, greift zu, Gott ist billig zu haben, und er ist ein geduldiger Gläubiger.

Wir haben uns immer gewehrt, den Namen Gottes in unsere irdischen Handel zu ziehen. Wir haben an seines Daseins stillwirkende Gewalt, aber auch an die Unbestechlichkeit seines Urteils über ein Volk, das seit einem Jahrtausend in ein bitteres Ringen um seine wahre Erscheinung verstrickt war, geglaubt. Wir glaubten nicht erlahmen zu dürfen, wenn wir uns einmal im Besitz seiner Wahrheit dachten, wir gingen mit neuen Fragen und Zweifeln über unsere Gewissheiten her.

Wir glauben an die Ewigkeit des Lebens:			
Johann Michael Dietsch	Y	1717	7 Kinder
Thomas Christof Dietsch	Y	1710	4 Kinder
Johann Veit	Dietsch	1752	1812, 13 Kinder
Karl Jakob	Dietsch	1798	1863, 7 Kinder
Johann August	Dietsch	1838	5 Kinder
August Ludwig	Dietsch	1869	1934, 3 Kinder
Georg Friedrich Dietsch		Christine, geb Schmitt	
		1912	
		16. 6. 1934	
		Helga	Y 14. 6. 1936
		Klaus	Y 19. 5. 1939
		Volkert	Y 19. 4. 1942
In Dankbarkeit: Christel u. Georg Dietsch, München 42, Aldegreverstraße 17			
z.Z. //Mütterheim Steinhöring bei Grafing (Obb.)			

In Dankbarkeit: Christel u. Georg Dietsch, München 42,

Aldegreverstraße 17

z.Z. //Mütterheim Steinhöring bei Grafing (Obb.)

Vor uns liegt dieses Blatt. Es ist eine Geburtsanzeige, die kürzlich in einer Zeitung zu lesen war. Lieber Leser, du mußt einmal aufmerksam die Kinderzahlen des Mannestamms dieser Familie in den einzelnen Generationen verfolgen. Du kannst vieles daraus lernen. Es ist, wie wenn du eine Familienchronik aufschlägst. Jedes Blatt darin spricht seine eigene Sprache. Scheinbar sind das tote Namen und tote Zahlen. Die Namen von Männern und Frauen, die vor uns waren und dahingegangen sind. Wer tiefer blickt, erkennt aber Leben hinter diesen trockenen Aufzeichnungen: das mühevolle, sorgenbeladene, aber auch mutige und vor allem kinderfreie Leben unserer Vorfahren.

Da haben in dieser Familie Dietsch — es könnte auch deine eigene sein oder die tausender lebender Deutscher — in einem Jahrhundert drei Generationen männlicher Ahnen 24 Kindern das Leben geschenkt. Hast du schon einmal in deiner eigenen Familienchronik nachgeblättert?

Es genügt nicht, daß du weißt, wer dein Großvater war, wer dein Urgroßvater und dessen Ahnen gewesen sind und wozu sie es im Leben gebracht haben; ob sie tüchtig waren, fleißig und begabt, in welcher Richtung ihre Talente sich entfaltet haben. Es gelingt dir vielleicht, manches in deinem eigenen Wesen und Schicksal damit besser zu verstehen. Aber das Buch der Vergangenheit kannst du doch nicht ganz aufschließen. Alle diese Dinge gehen dahin, du selbst wie dein Vater und seine Vorfahren gehen durch dieses Leben, durch Leid und Freud hindurch und tragen ihr Schicksal bald tapfer und mutig, bald scheint's über ihre Kraft zu gehen. Aber eines bleibt in diesem unendlichen Strom erkennbar und wirksam: die Zahl erbgeseunder Kinder, die sie hinterlassen haben. Und du magst blättern, in welcher Chronik du willst, immer drängt sich dir die Erkenntnis auf: unsere Ahnen haben den Mut und auch die Kraft zur großen Kinderzahl gehabt und damit für das deutsche Volk mehr geleistet, als wenn sie nur ein schönes Andenken ihrer Vortrefflichkeit, Tüchtigkeit und Begabung hinterlassen hätten.

## Das Beispiel

Und wir müssen klar sehen: sie haben es nicht schöner gehabt im Leben als wir, o nein! Allein in diesen hundert Jahren zwischen 1700 und 1800, in denen diese Familie Dietsch eine kinderreiche — und noch nicht einmal die kinderreichste — Familie war, haben schwere Kriege Europa erschüttert, und unsere deutsche Erde ist vielmals das Schlachtfeld europäischer Heere gewesen. Und doch. Trotz aller Mühsale, trotz aller wirtschaftlichen Not sind der Mut und das Vertrauen in eine gütige Vorsehung, die das Schicksal unseres Volkes lenkt, so stark gewesen, daß eine lebensfrische Kinderschar diesen vielfach bedrückten, in Sorge und Not lebenden Eltern entwachsen ist und ihnen mitgeholfen hat, das Leid der Zeit zu überwinden.

Stehen wir nicht fast beschämmt vor solchem Beispiel? Blättere in deiner eigenen Familienchronik nach. Du wirst Ähnliches finden. Und damals hat man weniger gewußt von Erbgesetzen und Familienkunde als heute. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über alle diese Dinge sind ja erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts und in unserer Zeit aufgetaucht.

Man hat weniger davon gewußt, aber man hat auf alle Fälle aus einem elementaren Instinkt heraus gehandelt und das Wichtigste getan, was zu tun ist: in einer großen Kinderzahl das Ahnenerbe über die Vergänglichkeit der Generationen hinausgehoben und damit dazu beigetragen, daß der ewige Blutstrom des deutschen Volkes nicht versiegt.

Sage nicht, wir seien klüger, fortgeschritten als unsere Ahnen. Das Schicksal wird uns eins nicht nach unseren Worten richten, sondern nach unseren Taten. Sage nicht, die Gegenwartssorgen seien zu groß, das Wohnungsproblem sei nicht gelöst, die Hausgehilfinnenfrage sei schwierig; gewiß, oft fehlt aber nur der Mut und vor allem der Entschluß dazu, auf bequeme Lebensführung zu verzichten. Die Verluste des Weltkrieges 1914—18 und des gegenwärtigen Krieges können aber nur ausgeglichen werden durch erhöhte Kinderzahl in den Familien.

Es ist daher dem Vaterland nützlicher, wenn an Stelle der vielfach üblichen Geburtsanzeigen, in denen hocherfreute Eltern in mehr oder weniger geschmackvoller Form die Geburt ihres ersten und sehr oft einzigen Kindes mit riesigem Getöse anzeigen, solche Geburtsanzeigen erscheinen wie die obige: sie enthält eine Verpflichtung für den, der sie veröffentlicht, und für den, der sie liest, und damit für uns alle.

# Gott ist kein Schauspieler

Hier, in unserem Land, hat Gott keine Verkleidungen tragen dürfen; wir haben um seine reinste Erscheinung gekämpft, und das heißt uns immer, ihn selber frei zu sehen, im Unverfälschten, dem kleinen Streit der Geister entrückt und damit den Maßen, mit denen die menschliche Vernunft ihm die Regeln seines Verhaftens geben will.

Es war im Herbst des vergangenen Jahres, als wir aus der letzten Sonnenblüte der ukrainischen Ebenen wieder auf unsere alten Schlachtfelder vorstießen. Wir hatten damals schon manchen Toten begraben, aber wir waren ungebaut, und als die ersten scharfen Herbstfröste kamen, trat die Division ihren Marsch in die beginnende Erstarrung der russischen Weiten an, als würde sie zum erstenmal in ihre Schlachten gerufen, tapfer wie am ersten Tage unseres großen Marsches. Niemand fragte, woher die Kraft wuchs, die uns bestehen ließ, als ein schrecklicher Winter sich gegen uns warf, niemand war begierig zu erfahren, wie lange wir es noch tragen würden: Wir gingen vorwärts wie befohlen; das Herz war unverletzt und im Einklang mit dem Schicksal, in der stillen Bereitschaft der Männer war die Ehrfurcht vor dem Notwendigen.

Dort draußen, an den Fronten, wo diese Ehrfurcht vor dem Notwendigen die Soldaten mit ihrem Schicksal verbindet und zu reinster Klarheit ausglüht, brauchte Gott nicht wie ein Schauspieler gerufen zu werden, um da zu sein unter den Männern. Eine neue schwelende Übereinkunft wuchs hier herauf.

Wenn sie zurückkehren zu den Wiegen,

Ackern und Häusern, zu den natürlichen Ordnungen Gottes, werden sie nicht belehrt werden müssen, daß sie für diese oder jene Erscheinung Gottes gekämpft haben, die doch nur wieder, in eine Regel oder in eine Formel gepreßt, den Streit über die Rangordnung entfesseln würde. Ihre schweigende Übereinkunft mit dem Schicksal, die sie bestehen ließ, wächst aus der Ehrfurcht vor einer unerforschlich waltenden Macht, und sie haben ihr gehorcht, als ihnen befohlen wurde, für ihre Wiegen, ihre Acker und Häuser anzutreten.

Aber ist das genug, wird vielleicht einer fragen?

Es ist genug! Denn diese Übereinkunft, die aus der Ehrfurcht wächst, ist auch die Quelle der weiterwirkenden Ehrfurcht vor allem, was bleiben muß, um das Edle in der Welt zu bewahren, den Mut des Mannes, das tapfere Herz der Frau, die leuchtende Stirn der Jugend.

Diejenigen, die heimkehren, werden den Geist ihrer Gefallenen mit sich führen. So wird die Ehrfurcht, der Quell des Lebens nicht versiegen. Sie werden immer wieder die Augenblicke in das Gedächtnis des Volkes zurückrufen, in denen sie sich zum letztenmal um ihre Gefallenen versammelten, still, mit entblößten Häuptern, und das karge Wort der Ehrung wird gegenwärtig sein, wie wir immer noch hören, was an jenem sturmverwehten Tage auf der blutig erkämpften Höhe von J. der Untersturmführer an den Gräbern unserer Toten sagte: Gefallen, damit das Reich, die Heimat des Edlen, uns bleibt!

# Für Germanien

(Fortsetzung von Seite 3)

wollen, ist wie eine sanfte, aber unwiderstehliche Gewalt, die uns zueinander führt. Die große Gemeinsamkeit unseres Schicksals, die sich über alle Trennungen und Irrungen eines Jahrtausends hinweg durch die Kräfte des gleichen Blutes lebendig erhalten hat und die nur denen rätselhaft bleibt, die außerhalb des Krieges stehen, nimmt ihren neuen Anfang in den Männern Germaniens, die sich unseres gleichen Auftrages bewußt sind und nun schon seit langem das Kleid des deutschen Soldaten tragen.

Was sich aus den gemeinsamen Opfern und Siegen an der Front vorbereitet und in den langsamsten Entwicklungen, denen das menschliche Herz unterworfen ist, zur Reife gelangt, ist würdig geworden, an der Neugestaltung der Welt mitzuwirken, in der wir leben wollen. An diese Notwendigkeiten, die die Heraufkunft eines neuen Zeitalters begleiten und fördern, wollen wir denken, wenn uns die Trauer überkommen will um die Opfer der besten unserer Söhne. Sie lassen ihr Leben um des Lebens willen.

In die lange Reihe jener, die ihren langen Traum von einer germanischen Schicksalsgemeinschaft in die Wirklichkeit trugen, bis ihr Leben erfüllt war, ist //Obersturmbannführer Christian Frederik v. Schalburg, der Kommandeur des Freikorps „Danmark“ nun eingetreten. Er fiel, noch ganz von dem Glück erfüllt, Führer einer auf große gemeinsame Ziele sich gründenden Kampfgemeinschaft sein zu dürfen, an der Spitze seiner Kameraden im Kampf gegen den Bolschewismus, dem sein leidenschaftlicher Hass galt, seitdem er denken kann.

Unter den Bildern, die wir der Erinnerung an diesen hervorragenden Sohn seines dänischen Vaterlandes widmen den die Männer der Waffen-// mit Stolz ihren Kameraden nennen, wird jenes zum stärksten Ausdruck seines Sol-

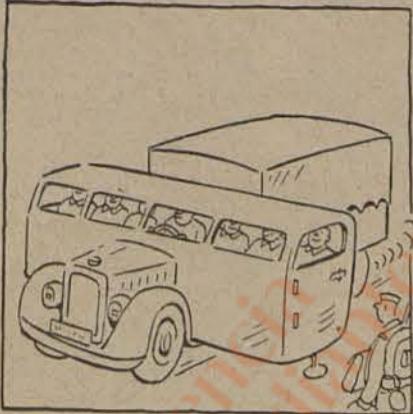
datums, das uns sein von Härte und Wildheit des Kampfes gezeichnetes Gesicht zeigt.

So haben wir ihn oft gesehen in den sonnen durchglühten Kampftagen des vorigen Sommers, da er noch in den Reihen der volksgermanischen Division stand, so sahen wir ihn nach dem bolschewistischen Überfall auf die vorziehende Führungsstaffel der Division bei Zurückkehren von seiner einsamen und tollkühnen Fahrt durch die feindlichen Linien. So wird er allen in Erinnerung bleiben, die ihn kannten, ein von Kampfeslust glühendes Gesicht, immer aber unter dem Zwang eines kühlen Willens lebend, der sein Leben formte. Er wird immer vor uns stehen als ein treuer Sohn seines dänischen Vaterlandes, dem alle seine guten Wünsche galten, zugleich aber tief durchdrungen von der Notwendigkeit eines gemeinsamen Weges zu jener blutbedingten großgermanischen Schicksalsgemeinschaft, der sein Leben galt.

Uns bleibt nichts anderes, als diesen unseren guten Kameraden aus dem Norden noch einmal zu grüßen in der Ehrfurcht vor seinem kompromißlosen Lebensweg und vor der Strenge des Gesetzes, dem er sich unterworfen hätte. Mit uns grüßen ihn alle, die reinen Willens sind und die ihm in einer Kameradschaft zugewandt waren, wie sie nur aus der Front zu ersehen vermögen.

Über sein Grab und über die Gräber der vielen hinweg, die uns das Ostland zu eigen machen, sind nun wieder die deutschen Divisionen und mit ihnen die Verbände unserer Kampfgefährten zu neuem Angriff angetreten. Mag niemand von denen, die ihn kannten, sich zurückwenden in seinen Gedanken an ihn als Freund und Kameraden. Ihm könnte die Beifallsstimme des Soldaten Christian Frederik v. Schalburg in den Ohren dröhnen, daß er den Blick nach vorn zu nehmen habe, auf daß er beim Angriff den Anschluß nicht verliere.

## 2000 Km L.K.-Weh !!



Da leider noch immer keine oben abgebildeten LKW's an der Front verkehren, wird man weiter das Vergnügen haben, hinten mitfahren zu dürfen



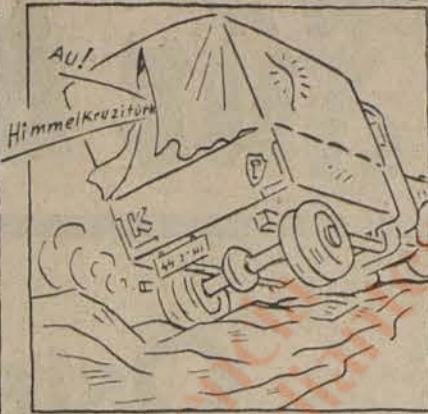
Sieh nun hinten (etwa auf Stückgut) ein besonderes Plätzchen zu richten, ist zwecklos, denn für die nächsten Stunden „Rollbahn“ gelten die Gesetze der Schwerkraft ohnehin nicht...



Noch finsterer als bei Tage ist es nachts auf der Bühne des LKWs. Nur ab und zu glaubt man, Feuer vor den Augen liegen zu sehen; Der Opel-Blitz zeigt, was er kann...



Schließlich ist das Ende da. Halbtot kriecht man vom Wagen — aber nein: ganz tot! Denn siehe, der Körper ist ja bereit, zu Staub geworden...



Es ist schon ein Theater mit diesen LKW's! Nur daß die Inhaber der vorderen Plätze keine Ahnung haben von den tollen Szenen, die sieh auf der „Bühne“ ahspielen

## „Bleiben Sie das!“

Sie sind wirklich unsterblich, diese wackeren Zeitgenossen mit dem gesegneten Schlaf, die es noch immer nicht bemerkt haben, daß der deutsche Soldat das Neuland im Osten nicht eroberete, um ihnen — ausgerechnet ihnen — ein bequemes Dasein und einen guten Geschäftsgang zu ermöglichen. Was hat man nicht alles über die deutsche Aufgabe im Osten gesagt und geschrieben, wie oft ist nun schon beteuert worden, daß der Osten nur solche Menschen brauchen kann, die dort im Geist des Pioniers eine politische Aufgabe anpacken und durchführen wollen! Manch einer ist auf diesem Ohr eben taub wie ein Pflasterstein, und seine Sinne erwachen nur, wenn sie einen handfesten Vorteil wittert.

Ein besonderes Exemplar dieser Gattung ist Herr Alfred Müller aus Weißensee in Thüringen, alwo er das Haus Bahnhofstraße 18 bevölkert. Eines Tages packt ihn das Ostfieber. Und in diesem Zustand schreibt er an den Bürgermeister von Auschwitz in Oberschlesien.

Die Sowieso-Industrie suchte für ein dort zu errichtendes Werk Personal. Er sei „nicht abgeneigt“ (wie freundlich!), dem Rufe zu folgen. Doch wolle er vorher einiges wissen. Und nun folgt ein regelrechter Fragebogen.

Wie groß ist Auschwitz? Wie heißt die nächstgelegene Großstadt? Wie ist die Bahnverbindung zum Altreich und zur nächsten Großstadt? Sind Wasserleitung, elektrisch Licht und Gas vorhanden? Wie sind die Wohnverhältnisse?

„Ich reflektiere auf eine 3½-4-Zimmer-Wohnung, höhere Räume, mit Küche und Bad. Wie hoch ist der Mietpreis für eine solche Wohnung? Hat Auschwitz höhere Schulen, Theater oder sonst bildende Kultur- und Kunstdenkmäler? Welche geistige Anregung bietet Auschwitz sonst?“

Vom „Geistigen“ gelangt Herr Müller dann sehr schnell zur Kernfrage:

„Wie ist die Lebensmittelversorgung und wie sind die Lebensmittelpreise? Was kostet z.B. ein Pfund Ochsen- oder Schweine- oder Hammelfleisch? Butter, Eier, Brot, Gemüse? Kann man Geflügel oder Fische kaufen? Ich nehme an, daß die Lebensmittel in Auschwitz gleich wie im Altreich rationiert sind, vielleicht nicht in dem Maße. Wieviel Gramm Fleisch, Butter, Brot kommen pro Kopf und Woche zur Verteilung?“

Nett sind auch die geographisch-landschaftlichen Vorstellungen dieses Herren, sie beweisen, wie inbrünig er sich — ein Mann mit Ansprüchen an Kultur- und Bildungsstätten, der nur in „höheren Räumen“ wohnt und nach geistiger Anregung dürstet —, wie inbrünig er sich bereit mit dem deutschen Osten beschäftigt hat; so inbrünig, daß ihm die landschaftlich-geographisch-verkehrspolitische Lage Oberschlesiens ein Buch mit Siegeln ist:

„Wie ist die Umgebung von Auschwitz? Besteht sich in unmittelbarer Nähe Wald? Sind Berge und größere fließende Gewässer vorhanden? Wie weit entfernt ist das nächstgelegene höhere Gebirge? Ist es die Hohe Tatra? Ist Wien gut zu erreichen? Wie weit entfernt?“

## Der Kommentar

Dieses aufschlußreiche Dokument liegt jetzt vor uns. Es trägt in kerner Handschrift die Randbemerkung des Sachbearbeiters. Sie lautet: „Der Mann soll mir im Mondschein begegnen!“ Himmel, welche Wonnel! Die Randbemerkung allein ist Goldes wert, zeigt sie doch, daß man die richtigen Männer nach dem Osten geschickt hat, Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck haben und auch keine Mörderrübe daraus machen. Sie werden den Konjunkturfrüchten auch zeigen, was eine Harke ist! In diesem Sinne hat der Amtskommissar in Auschwitz dem Herrn Müller aus Weißensee auch geantwortet:

„... teile ich Ihnen mit, daß wir uns hier in den eingegliederten Ostgebieten während des Entscheidungskampfes um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes in einer Aufbauarbeit von kriegsentscheidender Bedeutung befinden und uns um solche Nichtigkeiten, wie Sie sie wissen wollen, überhaupt nicht kümmern können. Die Arbeitskraft eines Lehrlings ist mir zu kostbar, um alle Ihre Fragen zu beantworten. Hier wird geschafft und nicht

danach gefragt, wie es um unser leibliches Wohl bestellt ist. Stellen Sie diese unzähligen Fragen einmal einem Kameraden an der Ostfront, ich glaube kaum, daß Sie dann noch mit heißen Knochen nach Hause kommen.

Ich kann Ihnen infolgedessen nur eines empfehlen: Bleiben Sie da, wo Sie sind, hier kann man solche Leute nicht gebrauchen.“

Eine ähnliche passende Antwort holte sich auch Herr Theodor Bozek, Geschäftsführer der Immobilienfirma A. Kczmarek in Ratibor, der bei der Haupttreuhänderei des Wartheaus anfragte, ob er für ein großes Industrieunternehmen (das sich im Verdienst offenbar übernommen hatte),

„einen land- oder forstwirtschaftlichen Besitz im Werte von 1200 000,— RM. aufwärts“ erwerben könnte?

Er durfte sich folgende Antwort hinter den Spiegel stecken:

„Aus Ihrer Anfrage ersehe ich, daß Ihre Auftraggeber rein spekulativen Gründen leiten. Nach-

dem Sie jedoch diese Anfrage weitergeben und den Auftrag angenommen haben, scheinen auch Sie bisher übersehen zu haben, daß insbesondere land- und forstwirtschaftlicher Besitz in den wiedereingegliederten Ostgebieten für den Einsatz von entlassenen Kriegsteilnehmern vorgesehen ist und unter gar keinen Umständen zu spekulativen Zwecken missbraucht werden darf.“

Ich empfehle Ihnen in diesem Zusammenhang zur Lektüre den Leitaufsatzen Folge 14 des „Schwarzen Korps“ vom Jahre 1941 unter der Überschrift „So war das nicht gemeint!“

Vielelleicht spricht es sich allmählich doch noch herum — wie es gemeint ist.

Ist wirklich so schwer zu begreifen, daß es auch Leute gibt, die gerade im Kriege freudig freiwillig, ohne jeden Hintergedanken, sich zum Osteinsatz melden, wenn ihnen schon der Fronteinsatz selbst versagt ist? Nun die Kehrseite:

## Das musikalische Wunderkind

Wir haben vor einiger Zeit von einem ebenso jungen wie kriegsuntauglichen Musiker erzählt, der für seinen „Einsatz“ bei der Truppenbetreuung nicht mehr aber auch nicht weniger als 1000 RM. im Monat begehrte. Das Bürschchen ist mittlerweile irgendwohin beordert worden, wo man ihm zum Geigenspiel auch noch die Flötentöne bringt.

Jetzt meldet sich ein Leser und schreibt uns, ihm wundere das gar nicht, daß die jungen und untauglichen Herren Musikus solche Ansprüche stellten. In seiner Familie gebe es einen ähnlichen Fall, nur mit dem Unterschied, daß er durchaus erfolgreich verlief.

Ein Jüngling von 22 Jahren ist wegen eines Augenfehlers untauglich. Nachdem er als Kaufmannslehrling keine Lorbeer erntete, sattelte er in die Kunst um. Er besuchte drei Viertel Jahre lang ein Konservatorium und erlangte eine Fertigkeit im Klavierspiel, die etwas über dem Durchschnitt liegt. Fünf Monate war er Klavierspieler in einem kleinen Kaffeehaus. Jetzt darf er sich „Kapellmeister“ nennen und eine eigene Kapelle zusammenstellen. Mit dieser musiziert er in Lazaretten und seit dem 1. Juli im Generalgouvernement.

Für diese ungeheure Arbeitsleistung von mindestens drei Stunden am Tage erhält er laut eines Vertrages mit der Kapelle Egon Kaiser, die dabei offenbar als „Unternehmer“ fungiert, ein Monatsgehalt von über 1000,— RM.

Der Leser, der uns den Namen des hoffnungsvollen Wunderkindes nicht nennen will, weist mit Recht darauf hin, daß dieses Einkommen das eines Regierungspräsidenten bei weitem übersteigt. Es drängen sich auch Vergleiche mit Gleichaltrigen auf, die keinen Augenfehler haben, zurzeit mit anderen Geräten „musizieren“ und in einem andersgearteten Einsatz stehen.

Natürlich tun die Kapellen, die für unsere Soldaten und Verwundeten spielen, ein gutes Werk, aber seine „Güte“ wird doch wieder zweifelhaft, wenn es mit Kriegs- und Konjunkturgewinnen verbunden ist.

Wir sind überzeugt, daß das 22jährige Wunderkind mit dem Augenfehler genau so trefflich musizieren würde, wenn man ihm statt der über 1000,— Mark eine schlichte Dienstverpflichtung in die Hand drücken wird. Was gilt die Wette?

## Urlaub wie noch nie

Ein Abteilungsleiter in einem großen Industriewerk bittet uns, ihm zu einem Einsatz in der Landwirtschaft zu verhelfen, den er an die Stelle eines dreiwöchigen Erholungsurlaubs setzen möchte. Sein Brief enthält viele Gesichtspunkte, die auch für andere Volksgenossen interessant sein mögen, die sich mit Reise- und Urlaubsplänen tragen.

Über die Hauptgründe, die den Mann bewegen, ist wohl kaum ein Wort zu verlieren. Die Landwirtschaft wird in der Erntezeit jede Kraft gebrauchen können. Es geht um die Sicherung unserer Ernährung. Daneben gibt es aber auch persönliche Gründe, die nicht so nahe liegen und doch auch für unzählige andere Menschen zutreffen können.

Um es vorwegzunehmen: der Mann will nicht zu den Fleischköpfen Ägyptens. Er will kein Entgelt, er will die Reisekosten selbst tragen und auch für seinen Unterhalt selbst aufkommen. Er will dem Bauern, der ihm Arbeit gibt, nicht „zur Last fallen“ und — wenn möglich — in einem Dorfgasthof wohnen.

Er meint, körperliche Arbeit in der freien Luft würde für einen Menschen, der in seinem Beruf nicht körperlich schafft und in lärmender Umgebung Büro- und Verwaltungsarbeiten versieht, eine gute Erholung, vielleicht eine bessere Erholung sein als die in einem „fashionablen“ Kurort. Dabei ist er kein jugendlicher Springinsfeld, der nicht wüßte, wo er seine überschüssigen Kräfte anbringen kann. Er ist 47 Jahre alt, verheiratet, Weltkriegsteilnehmer durch vier Jahre, Inhaber der Großen Silbernen Tapferkeitsmedaille. Ein Mann also, der schon einiges hinter sich gebracht hat, der durchaus Anrecht auf Erholung hat, der von der Pike auf sich emporarbeitete.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der für viele gilt: Er hat in seinem arbeitsreichen Leben

von Deutschland nicht allzuviel gesehen. Er kennt die großen Straßen des Verkehrs, die berühmten Landschaften. Er kennt nicht das unbekannte Deutschland, das schaffende Volk der abseits liegenden Gau, die der große Fremdenstrom nicht berührt. In der Arbeit, durch die Arbeit will er etwas davon kennenlernen.

Nun seine Bitte: Drei Wochen Erntearbeit, so etwa Mitte August bis Anfang September, vielleicht in Mecklenburg, Pommern oder in den Ostgebieten, möglichst in einer kleinen Wirtschaft, die keine anderen Kräfte beschäftigt, am liebsten bei Leuten, denen man durch kostenlose freiwillige Arbeit fühlbar helfen könnte.

Wir wollen das gerne vermitteln. Wenn aber der Andrang sehr groß wird, wenn sehr viele diesem Beispiel folgen — und das sollte man nach all diesen vernünftigen Gesichtspunkten eigentlich erwarten —, dann wird man höheren Orts wohl eine eigene Vermittlungsstelle einrichten müssen, mehr eine Art „Reisebüro“, als einen Ableger des Arbeitsamtes. Viele Menschen, die ihren Urlaub gern der Landarbeit widmen würden, haben nämlich Angst, in die Mühle irgendeines Schemas zu geraten. Man müßte — soweit das möglich ist — versuchen, ihre kleinen persönlichen Wünsche zu berücksichtigen. Der eine hält sich für diese, der andere für jene Arbeit befähigt, der eine möchte lieber die Sense schwingen, der andere lieber den Trecker fahren. Und es ist ja auch wohl verständlich, daß man lieber zum kleinen Bauern ginge, als in den Großbetrieb, und lieber unter Deutschen arbeitet, als unter Polen. Die Anmeldung solcher Sonderwünsche darf man — sofern technisch möglich — einem Mann oder gar noch einer Frau schon gewähren, wenn diese Menschen nach einem Jahr der Arbeit auch ihren Urlaub so verbringen wollen, daß er dem Sieg dient.

## Nur nicht übertreiben

Vor Jahr und Tag schrieb irgendein Briefkastenonkel in irgendeiner Zeitung, wer da in einer Gastwirtschaft säße und helfe einem am Nebentisch sitzenden Urlauber mit einer Fettmarke aus, mache sich strafbar. Wir bescheinigten dem eifrigen Onkel, daß er da blühenden Unsinn verzappft habe. Und alsbald meldete sich das zuständige Ministerium, das uns, frei von allen bürokratischen Hemmungen, schrieb, wie freudig es unseren Standpunkt teile. Selbstverständlich dürfe niemand mit Bezugsberechtigungen irgendeinen Handel treiben. Aber gegen ein kameradschaftliches Einanderaushelfen oder gar gegen einen solchen Vorgang innerhalb der Familie sei nicht das mindeste zu sagen und von einer Strafbarkeit sei gar keine Rede.

Nun hat sich aber wieder einer gefunden, der das Gras wachsen hört und dem das Leben viel zu einfach erscheint, als daß man es nicht noch ein wenig komplizieren könnte. In einer Bremer Zeitung stand folgendes zu lesen:

„Es ist verschieden die Auffassung vertreten worden, die Übertragung der Kleiderkarten sei unter Familienangehörigen gestattet. Diese Auffassung ist unrichtig. Die Kleiderkarten und Bezugscheine dürfen nur zur Deckung des Bedarfs des Karten- oder Bezugscheininhabers benutzt werden. Ihre Übertragung ist verboten. Derjenige, der auf fremde Bezugsberechtigung für sich Waren kauft, wird bestraft.“

Auch das ist natürlich blühender Unsinn; allerlei ungereimtes Zeug ist darin mit edlem Eifer durcheinander gewürfelt. Man stelle sich eine kinderreiche Familie vor. Die Jüngsten tragen nach altem Brauch die Sachen der Älteren auf. Für das Älteste muß daher das meiste angeschafft werden. Die Übertragung der Kleiderkarten unter Familienangehörigen sei nicht gestattet? Die Mutter darf auf die Kleiderkarte von Kind Nummer drei nicht für Kind Nummer eins einkaufen? Der Kleideretat dürfe innerhalb der Familie nicht so ausbalanciert werden, wie es sich als notwendig erweist? Und in der Familie des Briefkastenonkels läuft die Tochter mit durchlochten Strümpfen herum, weil die Mutter ihre nicht ausgenutzte Kleiderkarte „pflichtgemäß“ in den Müllimer wirft? Das dürfen Sie, verehrter Freund, der berühmten Frau Plaschke erzählen!

Daß der gesunde Menschenverstand in solchen „Rechtsbelehrungen“ keine beherrschende Rolle spielt, ergibt sich schon aus der Art, wie die Kleiderkarten und Bezugscheine in einen Topf geworfen werden.

Die Kleiderkarte dient der gerechten Verteilung vorhandener Bestände an alle, und zwar ohne Rücksicht auf den tatsächlichen Bedarf (der sich ja nun einmal nicht bei allen Menschen auf einen Leisten schlagen läßt). Der Bezugschein aber dient einer ganz bestimmten Bedarfsdeckung, er wird nur dem ausgehändiggt, der einen bestimmten Bedarf nachgewiesen hat. Der Unterschied ist deutlich genug.

Wir wollen doch die Einengungen, denen wir unterworfen sind, nicht unnötig und nicht bis an die Grenzen der Schikanen verschärfen. Es ist niemand damit gedient, wenn einer Großmama verboten wird, auf die Punkte ihrer Kleiderkarte ein Sommerkleid für die Enkelin zu kaufen. Großmamas brauchen nun einmal weniger Sommerkleider als ihre Enkelinnen, aber ihr Verzicht ist ein freiwilliger, und er darf daher dem zugute kommen, der ihrem Herzen am nächsten steht.

Die ausgleichende Verlagerung der Bedarfsdeckung innerhalb der Familie ist etwas derart Selbstverständliches, daß die Japaner beispielsweise überhaupt Familienkleiderkarten einführen und es dem Familienoberhaupt überlassen, die Verteilung nach Gutdünken vorzunehmen.

Es ist überhaupt Unsinn, Dinge zu verbieten, die man nicht verbieten kann! Die Verwendung der Punkte innerhalb der Familie ist überhaupt nicht zu kontrollieren.

Verbote aber, die niemand ernst nimmt, schädigen nur das Ansehen des Staates, denn es ist für den einzelnen sehr schwer, immer die richtige Grenze zwischen ernstzunehmenden und nicht ernstzunehmenden Verboten zu ziehen. Und in diesem Sinne schädlich wirken nicht nur echte Verbote ohne Sinn und Verstand, sondern auch die Phantastereien jener nicht juristisch vorgebildeten Forscherseelen, die sich geradezu einen Sport daraus machen, alle Tage Dinge zu entdecken, die „eigentlich“ verboten sind.

# Sür die Waffen SS

## Osten heißt Zukunft

SS-PK. Als 1939 dieser Krieg begann, schien er ein Kampf zu sein um Danzig, um die Deutschen an der Weichsel, das letzte Glied also des Ringens gegen Versailles, das letzte Gefecht jener Schlachten, die 1914 begannen und 1918 nicht endeten.

Als 1940 Frankreich niedergeworfen wurde, glaubten viele, daß nunmehr die Entscheidung im uralten Ringen zwischen dem Reich und dem Pariser Staat um die Vorherrschaft auf dem Kontinent aufs neue, und diesmal siegreich für Deutschland, ausgefochten wurde.

Aber dazwischen lagen schon Norwegen und die Besetzung der niederer Lande des Rheins und der flämischen und wallonischen Bereiche bis nach Dünkirchen. Und heute endlich, angesichts des Ostens, wissen wir es: dies ist mehr als ein Krieg — mehr auch als die Revision des Friedens von 1648, mehr sogar als nur der Sieg eines jungen Reiches.

Nach diesem einen Jahre Oskampf hebt sich der Schleier der Zukunft schon am Horizonte, und wir sehen im flammenden Morgenrot eines neuen Jahrtausends: das neue Europa.

Es bedarf der historischen Vergleiche nicht, obwohl sie jedem hier draußen unmittelbar gegenwärtig sind.

Jede Handgranate, die hier detoniert, jeder Schuß, der den Lauf verläßt, jede Bombe, die in den Boden haut, sie wirken in gleicher Weise Geschichte wie vordem die Speere, die Schwerter und Dolche der Goten und Vandale, Burgunder und Hasdingen, der Wikinger und danach der Männer vom deutschen Orden, der deutschen Hanse und endlich der Bauern, die mit Schwert und Pflug in den Boden ihre Furchen rissen.

Von Finnland bis zum Schwarzen Meer, von den Klippenrändern des Atlantiks bis zu der blau am Horizont verdämmenden Weite des Ostens bricht alles heute wieder auf, wie einst die Planwagen über Europa knarrten, und wie damals die heiligen Zeichen uralter Sippen zu Bannerzeichen neuer Ordnungen wurden, so wehen heute über den Wagen, über Kriegern und Bauern wieder die gleichen Zeichen; also das ferne Neue und das schon fernere Alte nicht anders und segensmäßig knüpfend, als der Sohn schon durch den Namen an den Taten der Ahnen teilhat.

Immer haben Nord und Süd, Germanen und Romanen nach West und Ost gewirkt. Aus dem Marschritt ihrer Krieger sprang die neue Ordnung auf, aus ihrem Blute rauschten Gesänge, aus den Visionen ihrer Nächte bildhafte Kunst. Denn der Krieg und nicht der Friede ist des Volkes Vater aus den Gefallenen wächst das ewige Leben.

Dies bedenkend, fuhren wir nach Osten: zwölf Mann von vielen Millionen, die aufgebrochen sind — nicht weil einer es uns befahl, sondern weil das Blut uns so zu tun hieß — freiwillig also, und damit dem Führer nur desto tiefer Verpflichtete. Ein äußerer Befehl kann vielleicht widerrufen werden, der innere Auftrag nicht.

### Germanische Heerfahrt

Die wir hier fuhren, waren Deutsche und Niederländer, Flamen und Schweden, Norweger und Dänen — und auf den Stationen der Fahrt trafen wir Italiener und Spanier, Slowaken und Ungarn, Kroaten und Franzosen, Rumänen und Finnen: der europäischen Ritterschaft, Reisige und Knappen.

Wir fuhren viele Tage und Nächte, wir blickten gemeinsam nach Osten aus und zurück in unsere Staaten der Mitte, wir aßen gemeinsam gemeinsames Brot, wir besprachen vieles gemeinsam, und es ging immer alle in gleichem Maße an, und wenn wir schliefen, irgendwo auf einer Bank, in der Ecke einer Strohschütte oder auf den Munitionskisten in einem nach vorn rollenden Wagen, dann war auch dieser Schlaf voll Bilder — und wir versuchten am Morgen, die Träume der Nacht zu deuten. Und immer wieder war uns die Bestätigung dieser unserer Gemeinsamkeit ein neues und stolzes Glück: auch wir zwölf eine germanische Heerfahrt.

Und so spürten wir das Reich.

Auf unseren Kragen tragen wir die zwei Sigrunen, das Hoheitszeichen schützt unseren Schildarm, an unserem Wagen leuchtet das

Sonnenrad, das Sinnbild unserer großgermanischen Division. Noch drei Tage oder zehn, dann werden wir mitten in ihm sein, in diesem Heerband Germaniens, der nun seit einem Jahre kämpft, und werden fechten, wo unsere Ahnen fochten: denn auch hier, tief im Osten, schlafen seit Jahrtausenden germanische Toten...

So auch sehen wir nun dies Land, nicht das arme, zerstörte, ausgesogene, barbarisierte und mit tausend Wundmalen bedeckte bolschewistische Land, seine häßlichen, armseligen und verkommenen Städte und Weiler, seine

grundlosen Wege und Straßen — nein: wir sehen die Schönheit seiner sich weich dahinwiegenden Weite, seine Felder und Büsche, Schluchten und Wälder, Flüsse und Täler — und wir sehen schon ein großes und glückliches Volk leben in reinen, strohgedeckten Häusern, die sein können wie Villen in parkiger Landschaft, wir sehen schon prangenden Reichtum dem immer noch keuschen Boden entspreßen, sehen Vieh und Brot und schöne Städte — im ersten heißen Glast des beginnenden Sommers sehen wir unserer Kinder Land.

## In größeren Grenzen

Wie lange denn hatten wir vergessen, daß dies alles hier Europa ist? Endete nicht einstmals Europa schon an der Elbe? War nicht später die Oder die Grenze oder die Weichsel? Gab es nicht auch einmal eine Zeit, als Europas Grenze unter den Mauern Wiens lag oder an den Schultern der Pyrenäen?

Nun kehrt sein letztes Teil zurück: Europa Osten kehrt heim.

Und wir sehen es auf dieser Fahrt, unsere Augen erlassen es, unsere Hände können es fassen, unser Mund kann es schmecken, daß dies Land wahrhaft Europa ist! Wenn kein ander Zeugnis redete, die Landschaft allein bewiese es. Es ist kein Sprung zwischen den Feldern Schlesiens und denen hier, und alles spricht vertraut uns an, und auch die Sterne

fügen sich des Nachts zu all den Bildern, die wir kennen.

So jung sind wir! So jung ist dieses Land! So rundet sich der Kreis.

„Osten heißt Zukunft!“ steht ein Spruch, mit Kohle an die helle Wand des Zimmers geschrieben, das uns zugewiesen wurde. Irgend ein Kamerad, der vor uns hier war, hat ihn als Mahnung, als Bekräftigung dort hingesetzt. Er wollte, daß Wort würde, was er empfand — was alle wissen, die hier kämpfen, SS-Männer der großgermanischen Division: Deutsche, Nordländer, Niederländer, Flamen, Schweizer.

Und deshalb stehen wir wieder hier, Schulter an Schulter — stehen alle Germanen in diesem Land, in unserem Osten.

SS-Kriegsberichter Wilfried Bade



Aufn.: SS-PK, Kriegsberichter Roth

## Es kommt der Tag . . .

Es kommt der Tag — so wird es sein —, da graben,  
Die aus dem Kriege kommen, ihre Gräber frei,  
Und aus den Schatten, darin Kinder klagen,  
Darin der Totenvögel sturmverwehter Schrei,

Erheben sie die Jugend ihrer Taten,  
Erblüht die Zeit, die sie dem Tod geweiht,  
Zum Sommer und zu Ernten ihrer Taten,  
Und wie ein Name sich zum andren reiht,

Ist keiner unvergessen, keiner ohne Glanz  
Des Ewigen, das die reinen Stirnen hellt.  
Sie haben nicht geschaudert, als sie ganz  
Dem Götter sich ergaben, der sie einst gestellt

In ihre Schlacht. Sie sahen nie zurück.  
So wird es sein — es kommt der Tag, da graben,  
Die aus dem Kriege kommen, ihrer Freiheit Glück  
Wie die Standarten ewiger Wachen über eure Klagen.

SS-Kriegsberichter Cornelius van der Horst

## Der „Wikinger-Käptn“

Das Ritterkreuz für  
SS-Obersturmbannführer Schulte



Aufn.: SS-PK-Kriegsberichter Kraus

Der Führer verlieh dem SS-Obersturmbannführer H. Schulte, Kommandeur eines Infanterieregiments der Waffen-SS im Osten, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

SS-PK. Mancher kühne Flieger, der sich inzwischen das Ritterkreuz verdiente, und mancher verwegene U-Boot-Kommandant, der bis vor Amerikas Küste vorstieß, erinnert sich noch heute dankbar seines derzeitigen Lehrers, des „Käptn“ Schulte, der im Kameradenkreis bald den Scherznamen „Der letzte Wikinger“ trug. Mit Recht; denn ein rechter Draufgänger ist er, der immer dort zu finden ist, wo gekämpft wird.

Kein Wunder, daß solch ein Mann auch frühzeitig zur Bewegung Adolf Hitlers stößt. Und als Sepp Dietrich seine Leibstandarte aufbaut, ist er einer der ersten, die sich für diese große Zukunftsaufgabe bedingungslos zur Verfügung stellen. Bald vertraut man ihm eine Kompanie an, blonde Jungen aus seiner norddeutschen Heimat.

Vier Jahre lang darf er diese Kompanie führen; und was er in dieser Zeit aus der Truppe gemacht hat, beweist allein schon die Tat sache, daß aus ihr später nicht weniger als 86 SS-Führer hervorgegangen sind, unter ihnen Männer wie der Ritterkreuzträger SS-Obersturmführer Meierdreb. Seine Leute gehen für ihren „Käptn“ jetzt durchs Feuer; die erste glänzende Bewährungsprobe bietet der Polenfeldzug der Obersturmbannführer Schulte bald an der Spitze des I. Bataillons. SS-Deutschland sieht: hier wird er mit dem Eisernen Kreuz beider Klassen ausgezeichnet. Der Westfeldzug stellt ihm und seinen Männern die Aufgabe, die Abwehr an der holländischen Küste zu organisieren.

Aber erst im Osten erwartet sie jene beispiellos harte Zerreißprobe, in der das in eiserner Friedensausbildung geschweißte Band wirklicher Kameradschaft zwischen Führern und Mannschaft sich als unsterbbar erweisen soll. Aus der Hand des damaligen SS-Standartenführers Klingemann übernimmt der „Käptn“ nun die Führung des 4. SS-Infanterieregiments. Bis vor Leningrad stößt er mit seinen Männern vor, und als die Truppe Mitte Dezember aus der Front herausgezogen und nach Krakau verlegt wird, da glaubt jeder, eine wohlverdiente Ruhepause vor sich zu haben.

Doch schon fünf Tage später gibt es plötzlich neuen Alarm. Innerhalb 24 Stunden muß das Regiment in Transport-Ju's verladen sein und zum Einsatz als Luftlandetruppe bereitstehen. Schon am nächsten Morgen donnern die stählernen Vögel über die weite russische Ebene dahin. Richtung Nordost, Ziel noch unbekannt. Als sie unter heftigem Schneetreiben endlich unweit Kaluga aufsetzen wollen, empfängt sie noch in der Luft wildes Feuer der Sowjets. Raus aus den Maschinen und ran an den Feind!

Der Gegner setzt jetzt alles ein, kältegewohnte Sibirier, Wellen von Infanterie, schwere und schwerste Artillerie, Panzer über Panzer. Aber die Stellung wird gehalten, wie es vom Führer befohlen ist, acht Tage lang, bis der Befehl kommt, sich langsam vom Feinde zu lösen, um sich in der Nähe von Juchno mit dem dort inzwischen gelandeten Rest des Regiments zu vereinigen und, so neu gestärkt, sofort in den Aufmarsch einer feindlichen Armee hineinzustossen. Trotz erbitterter Gegenwehr der Sowjets und bei einer Kälte von über 40 Grad gelingt es, innerhalb von 24 Stunden sechs Dörfer im Gegenstoß zu nehmen und die Frontlinie um ein beträchtliches Stück vorzuverlegen. Vom 18. Dezember bis zum 15. April, also volle vier Monate lang, unterbrochen im Schwerpunkt des Kampfes eingesetzt, hatten sie fast täglich Großangriffe der Bolschewiken auszuhalten, eine kämpferische Leistung, wie sie in gleicher Härte von nur wenigen Truppenteilen gefordert worden sein dürfte.

Als das Regiment dann endlich zurückgezogen wird, da sind fast 700 Eiserne Kreuze und das Ritterkreuz für den Kommandeur, der selbst stets an vorderster Stelle mitgekämpft hatte, äußeres Zeichen für einen heldenhaften Einsatz von fast übermenschlicher Größe. In Würdigung dieses aufopfernden Einsatzes verleiht der Führer dem Regiment an seinem Geburtstag, am 20. April 1942, außerdem den stolzen Namen SS-Standarte „Langemarck“, eine besondere Ehrung, die nun als Anerkennung und Verpflichtung zugleich über dem jungen Regiment steht, als stumme Mahnung an jenes Opfer junger Helden des Ersten Weltkrieges.

SS-Kriegsberichter Dr. Werner Hofrichter

# Die Stippvisite

**PK.** Wir saßen auf der Reling und lauschten gespannt in die Nacht. Das Gebrumm der Ratas war wieder verschwunden. Die Flak hatte ihnen mit Leuchtspermuniton von allen Ecken und Enden der Stadt eine wilde „Venezianische Nacht“ vor die Nasen gesetzt, und das fanden sie weniger schön als wir. Aber sie kamen immer wieder — wie Schmeißfliegen, die man nicht los wird, ehe man sie nicht erschlägt.

Draußen ging eben wieder der schönste Feuerzauber los. Die Flak baute unter wütendem Beilen ihren Lichterdom, und unsere beiden MG. an Bug und Heck steuerten ihren Teil dazu bei — bis mit einemmal nahebei etwas rauschte und wir alle auch schon platt auf dem Bauche lagen. Mit einem Krach, als sei unser ganzer Planet geborsten, detonierte auf den ungefüglichen Pfastersteinen der Straße, die zum Hafen herunterfuhr, eine Bombe. Die nächste fiel in die See und riß das Wasser hoch.

Kurz danach verließen die beiden Kutter, die für das Unternehmen klargemacht worden waren, in vorsichtiger Fahrt den Hafen. Als wir die Einfahrt passiert hatten, wurde das „Tuck-tuck“ des Motors lebhafter, und mit wachsender Geschwindigkeit glitten wir in das stumpfe, lauernde Dunkel, das so wirkte, als ducke es sich vor der Mondnacht flach über die schwarze See und warte nur darauf, uns zu verschlingen.

Von Mal zu Mal leuchtete an der feindlichen Küste ein Scheinwerfer auf und tastete mit seinem langgestreckten Arm misstrauisch die Bucht ab. Doch jedesmal, wenn

wir glaubten, jetzt müsse er uns entdeckt haben, wischte er über uns hinweg. Wir kamen uns vor wie Odysseus und seine Gefreuen, nach denen mit rachebedrängter Pranke und in ohnmächtiger Wut der geblendet Riese Polyphem haschte.

Der Arm verschwand, und der Mond mit seinem Millionengefolge geheimnisvoll blinzeln der Sterne trat wieder die Alleinherrschaft an.

Hoch über uns war jetzt das Brummen eines Sowjetbombers zu hören.

„Nicht schießen“, kam der Befehl, „er sieht uns nicht, wir verraten uns bloß...“

Langsam strich er weiter in Richtung zur Stadt.

Wenig später wurde dort wieder die schönste „Venezianische Nacht“ veranstaltet — für uns diesmal lautlos, denn bis hierher drang das Krachen der Schüsse und Bomben von drüben nicht mehr.

Aber was war das? Voll Eifer wies einer von der Bordwache zum Sternenhimmel hinzu.

Es war aber nur eine Sternschnuppe.

„Da“, sagte unser Freund, der Stabsbootmann, und lachte vergnügt. „Da schießt der Herrgott mit Leuchtspermuniton.“

„Wo befinden wir uns jetzt?“ fragte ich; ich suchte mit meinem Feldstecher den Horizont ab. Es war aber weit und breit kein noch so schmaler Streifen Land zu sehen. Nur wenn der Scheinwerfer aufblitzte, konnte ich mich als Landratte ungefähr orientieren. Aber auch das war kein zuverlässiger Anhaltspunkt, denn es waren insgesamt drei Scheinwerfer, die viele Kilometer auseinanderlagen, und stets schaltete ein anderer sein Licht an.

„Kommen Sie herüber nach Backbord“, sagte der Stabsbootmann, „und geben Sie acht: Hier schräg zurück — jetzt!“

Ein Schwarm von Leuchtspermuniton huschte in flachen Bogen nach rechts, worauf von dort eiligt ein Schwarm zum Gegenangriff startete. Es sah aus wie eine Luftschlacht von Glühwürmchen.

Dort liegt die Front — wir befinden uns also jetzt bereits ein gutes Stück hinter der bolschewistischen Linie.“

Wie zur Bekräftigung dessen meldete da der Ausguck backbord ein Schiff.

Wir schauten mit unseren Gläsern in die ange deutete Richtung und erblickten ein Motorboot, das mit großer Geschwindigkeit direkt auf uns zufuhr.

„Rankommen lassen!“ rief der Stabsbootmann. „Schießen erst, wenn ich es befehle!“

Die beiden MG. an Bug und Heck hatten das Boot bereits im Visier, und wir anderen gingen mit unseren Maschinenpistolen hinter den niedrigen Reling in Feuerstellung.

Das Motorboot war inzwischen auf kaum zwanzig Meter heran, da kam der Befehl: „Feuer frei!“

Die Garben peitschten über die See. In der nächsten Sekunde drehte das Boot mit hoch auschäumender Bugwelle scharf ab. Gleichzeitig wurde eine Leuchtkugel abgeschossen. Aber es war nicht unser Zeichen und daran erkannten wir erst recht, daß es sich um ein Feindboot handelte. Wir sowie unser anderer Kutter schickten ihm rasch noch ein paar wütende Feuerstoße nach, die es mit einer ungenauen, hochschwenkenden Leuchtspermuniton seines MGs beantwortete, um fast im selben Augenblick auch schon im Dunkel der Nacht zu verschwinden.

Timm, der neben mir kniete, wandte mir sein Gesicht zu. Sein Mund ging von einem zum

anderen Ohr; er zeigte sein ganzes Nüßknackergebiß, und seine Augen funkelten geradezu vor Vergnügen — er freute sich wie ein kleiner Junge. „Na, du oller Seebär“, rief er mir zu, „wie haben wir das gedreht?“

Wenige Stunden später — der Auftrag war ausgeführt und dem Hafenkapitän bereits Mel dung gemacht — saßen wir oben beim Stabsbootmann auf dem Sessel-Einheitswachstuchsofa seines „Ausucks“ hoch über der Küste, tranken heißen Kaffee und knabberten dazu sozusagen noch ein bisschen an unserem Erlebnis, indem wir zwischendurch genießerisch an unseren Zigaretten soßen und vor uns hinsinnend dem Rauch nachblickten.

Wohl etwas müde schon, doch noch immer in aufgeräumter Stimmung, staksten Timm und ich endlich heimzu. Wir gingen betont breitbeinig, als kämen wir geradewegs von einer Weltumsegelung und hätten jeder mindestens sein Seemannspatent in der Tasche. Der Wortschatz unserer Seemannssprache allerdings war nach wie vor arm. Aber er reichte für die Verständigung zwischen uns beiden — auch beim Abschied an der letzten Straßenecke, wo Timm sein Quartier hatte.

„Ich laufe jetzt backbord ein“, sagte er gähnend, „und lasse mich in meinem Trockendock überholen.“

Und ich drehe steuerbord bei und gehe in meiner Koje auf Tauchstation.“

Worauf wir uns so, als wüßten wir vor Kraft nicht wohin, die Hand schüttelten und mit beiderseitigem „Ahoi!“ trennten.

Soldaten sind nun mal Kinder. Und das ist gut so.

„Kriegsberichter Dr. Hermann Pirich.

## Aus Sippe und Familie

### Verlobungen:

Gerd Schmidt, Schönfeld Nm., mit Erhard Hübel, Drogeriebes. „H“-Scharführer, Zugf. 2/54, Bärwalde Nm., z.z. im Osten. 2. 5. 1942.

**Eheschließungen:**  
Achim Schneider, „H“-Unterscharführer in der Waffen-“H“, mit Ursula Schneider, geb. Schultz, Leipzig C 1. Lüden-dörfstr. 108. 16. 5. 1942.  
Richard Jahn, „H“-Unterscharführer in der Waffen-“H“, mit Klara Jahn, geb. Freitag, Dorfchemnitz Nr. 18 c. 23. 5. 1942.

Hans-Jürgen Papke, „H“-Obersturmführer in der Waffen-“H“, mit Swantje Papke, geb. Isenberg, Schloß Kapfenburg (Württ.)-Ellwangen (Jagst). Mai 1942.

Richard Schiller, „H“-Unterscharführer in der Waffen-“H“, mit Erika Schiller, geb. Twedt, Wien. Im Mai 1942.  
Ing. Karl Gennari, „H“-Unterscharführer, mit Ursula Cennari, geb. Maass, Berlin-Frohnau, Wahnfriedstr. 12 — Krakau.

Hans Petschukat, „H“-Oberscharführer in der Waffen-“H“, mit Helga Petschukat, geb. Rauch, Wien 55, Schönbrunner Straße 10. 13. 6. 1942.

Franz Marka, „H“-Unterscharführer, dzt. „H“-Sturmmann in der Waffen-“H“ im Osten, mit Irene Marka, geb. Wöhle, Gablonz/Nieße, Neifeggasse 3. 29. 6. 1942.

Hans Schneider, „H“-Rottenführer, z.Z. Wachtmeister (O.A.) in einem Art.-Rgt., mit Mia Schneider, geb. Budweitz, Braunaue. Im Juni 1942.

Hans-Joachim Schröter, Oberleutnant in einer „H“-Polizeidivision, z.Z. im Felde, mit Elfriede Schröter, geb. Großmann, Berlin. Juni 1942.

Konrad Vöhl, „H“-Oberscharführer in der Leibstandarte „Adolf Hitler“, z.Z. Kriegsblindenschule der Waffen-“H“, mit Else Vöhl, geb. Gütting, Kleinseeheim, Kr. Marburg-Mandal, Kr. Dillenburg-Preg. 11. 7. 1942.

Manfred Gessner, „H“-Obersturmführer in der Leibstandarte „Adolf Hitler“, z.Z. im Felde, mit Annemarie Gessner, geb. Zincke-Deterding, DRK-Schwester, z.Z. Wehrmacht.

Boris Kraas, „H“-Obersturmführer in der Waffen-“H“, mit Rine Kraas, geb. Peters, verw. Brückmann, Berlin, Mörchinger Straße 114.

### Ein Sohn wurde geboren:

Hans-Wilfried, 4. 11. 1941, als zweiter Sohn. Karl Poetsch, „H“-Scharführer 5/80, z.Z. im Felde — Elfriede Poetsch, geb. Hartz, Jüterbog, Heffterstr. 40 I.

Peter Jürgen, 18. 3. 1942, als dritter Sohn und zweites Kriegskind. Franz Fischer, „H“-Unterscharführer in der Waffen-“H“, — Luise Fischer, geb. Schlotz, München 19, Schulstr. 38/2.

Bodo, 29. 3. 1942. Richard Butgereit, „H“-Unterscharführer, im SD-RF“H“, SD-Außenstelle Memel — Kathe Butgereit, geb. Daniel, Karlsbad, Bachstr. 5.

Hans Helmuth, 28. 4. 1942, als drittes Kind. Peppe Rind, Bez.-Obw. der Gend., z.Z. im Einsatz — Franzel Rind, geb. Wennerdich, Mies/Sudetengau.

Udo-Detlef, 6. 5. 1942, als zweites Kind. F. X. Altmann, Waldersdorf/Gau Bayreuth — Marga Altmann, Marktredwitz, Stadt. Krankenhaus.

Torsten, 18. 5. 1942. Fritz Holthey, „H“-Unterscharführer 2/16, Regierungsbaurat — Gisela Holthey, geb. Bertram, Breslau 13, Gutenbergstr. 46.

Gernot Siegwin, 20. 5. 1942, als erstes Kind. Heinrich Teumer, „H“-Mann 3/96 — Edeltraut Teumer, geb. Russ, Ullersdorf bei Dux.

Richard Günther, 30. 5. 1942, als erstes Kind. Richard Lienert, „H“-Unterscharführer in der Waffen-“H“, — Else Lienert, geb. Süßer, Nieder-Lichwe, Ostsdetengau.

Peter, 31. 5. 1942, als erstes Kind. Friedrich Arndt, „H“-Oberscharführer — Lotte Arndt, geb. Mascha, Hamburg-Langenhorn, Kiwitsmoor 48.

Horst Georg, 31. 5. 1942, als zweites Kriegskind. Ing. Franz Müksch, „H“-Unterscharführer — Marie Müksch, geb. Donhauser, Wien III, Hohlweg, 10.

Bernd, Pfingsten 1942, als erstes Kind. Robert Duttenhofer, „H“-Rottenführer, z.Z. Unteroffizier b.d. Wehrmacht — Ria Duttenhofer, Stuttgart-N., Gähkopf 21 B.

Jürgen, im Mai 1942, als erstes Kind. Paul Dobrindt, „H“-Obersturmführer in der Waffen-“H“, — Ursula Dobrindt, geb. Leo, Breslau, Höhenstr. 103.

### Eine Tochter wurde geboren:

Brigitte, 7. 5. 1942, als zweites Kriegskind. Wilhelm Hahn, „H“-Oberscharführer, „H“-Abschnitt X — Ruth Hahn, geb. Abling, Stuttgart.

Rainer, 2. 6. 1942, als zweites Kind. W. Winters, „H“-Scharführer, Ilmenau OS. (angegliederte Ostgebiete) — Erika Winters, geb. Finger.

Dieter Walter, 4. 6. 1942, als drittes Kind. Walter Hatwiger, „H“-Unterscharführer 1/107 — Rosi Hatwiger, geb. Martinik, M.-Ostrau, Grabengasse 7.

Jörg, 5. 6. 1942, als erster Junge. Artur Feigenspan, „H“-Oberscharführer, F. V. A. „H“ Düsseldorf — Irmgard Feigenspan, geb. Heermann.

Hermann Henner, 6. 6. 1942, als erster Sohn. „H“-Sturmbannführer im SD Hermann Dörner, z.Z. „H“-Hauptsturmführer in der Waffen-“H“, im Felde — Margarete Dörner, geb. Wegener, Berlin-Wilmersdorf, Zähringer Straße 1.

Jörg, 7. 6. 1942, als erstes Kind. Bernhard Zernikow, „H“-Unterscharführer 3/N — Gertrud Zernikow, geb. Fürstengr., Potsdam-Babelsberg, Yorckstr. 29 a.

Dietmar Rudolf, 9. 6. 1942, als zweites Kriegskind. Walter Leiber, „H“-Obersturmführer beim Beleibshaber der Sicherheitspolizei und des SD im Generalgouvernement — Friedel Leiber, geb. Zink, Krakau, Magdeburger Str. 1.

Eberhard, 13. 6. 1942, als siebentes Kind. Ernst Fischer v. Mollard, „H“-Obersturmführer — Mariann Fischer v. Mollard, geb. Mieke, Schloßberg (Gora), Kr. Jarotschin/WartheLand.

Völker-Thorsten, 14. 6. 1942, als zweites Kind. Hans Wadel, „H“-Hauptsturmführer — Irene Wadel, geb. Schumacher, Berlin-Grunewald, Caspar-They-B-Str. 34.

Diedrich, 18. 6. 1942, als zweites Kind. Diedrich Klemann, „H“-Scharführer in der Waffen-“H“, Ilse Klemann, geb. Fricke, Ellwangen (Jagst), Marktplatz 18.

Rudolf Diethart, 19. 6. 1942, als fünftes Kind und zweiter Sohn. Dr. Werner Best, „H“-Brigadeführer, Ministerialdirektor, z.Z. Kriegsverwaltungschef, z.Z. Kufstein/Tirol, Herzog-Stefan-Straße 1 a — Hilde Best.

Der zweite Kriegsjunge. Albert Rapp, „H“-Obersturmbannführer, SD-Leitabschnitt München, z.Z. im Osten — Martha Rapp, geb. Weindel, z.Z. Wöchnerinnenheim vom Roten Kreuz, München, Nymphenburger Str. 163.

### Eine Tochter wurde geboren:

Brigitte, 7. 5. 1942, als zweites Kriegskind. Wilhelm Hahn, „H“-Oberscharführer, „H“-Abschnitt X — Ruth Hahn, geb. Abling, Stuttgart.

Monika, 21. 6. 1942, als drittes Kind. Rudolf Hinrichsen, „H“-Scharführer — Edith Hinrichsen, geb. Flosky, Grawonitze über Schwetz a. W.

Gudrun, 25. 6. 1942, als vierter Kind. Hermann Meyer, Städter, Gauhauptstellenleiter und „H“-Hauptsturmführer — Lotte Meyer, geb. Blohm, Berlin-Marientor, Kurfürststr. 103 a.

Gisela, 29. 6. 1942, als fünftes Kind. Dr. Erhard Kroeger, Mdr., „H“-Oberführer im RSHA, z.Z. in der Waffen-“H“ — Tamara Kroeger, geb. Neitze, Ulrich-v.-Hutten-Str. 31.

Hedda, als viertes Kind. Georg Eggers, „H“-Hauptsturmführer — Allie Eggers, geb. Seedorf, Göttingen, Hoher Weg 12, z.Z. Universitäts-Frauenklinik.

Für seinen Führer und Großdeutschland erlitt am 27. März 1942 mein über alles geliebter, gütiger Mann, Peters und Gunter Vati,

**Kurt Nopper**

„H“-Unterscharführer i. d. Waffen-“H“

Inh. des EK II, des Infanterie-Sturmabzeichen und des Verwundetenabzeichen.

Im 31. Lebensjahr den Helden Tod. Wer ihn kannte, wird meinen Schmerz ermessen.

Betty-Maria Nopper mit Peter und Gunter.

Dresden-A. 45, Herbert-Norkus-Straße 2.

Kameraden, die mit meinem Mann kämpften, bitte ich, mir zu schreiben.

**Hart und schwer traf uns die Nachricht, daß unser hoffnungsvoller, sonniger Enkel, Sohn, Bruder und Neffe gestorben.**

# SCALA

im Juli: 7 neue Varieté-Sterne  
Rondella-Ballett u. a.  
TÄGLICH 19.30, ENDE 22.00 UHR  
MITW., SONNABEND, SONNTAG AUCH 16.00

# Winter Garten

Berlin, am Bahnhof Friedrichstraße  
**Madika-Ballett**  
4 Mona Tymga  
und viele  
prominente Artisten  
Beginn: siehe Zeitungsinserate

# KABARETT DER KOMIKER

Willi Schaefers - Kurfürstendamm 156  
Täglich 8 Uhr,  
**Ein Mann ohne Herz**  
Musikalisch Lustspiel von Peters-Arnolds. Musik:  
Peter Igelhoff. Spielleitung: Rudolf Schröder  
Ingeborg v. Kusserow - Thekla Ahrens - Alfred Walter  
Ernst Stimmel - Eddy Kirkner - Wolfgang v. Schwind

# HAUS VATERLAND

Tanz, Musik und Artistik im Juli:  
1. Marie Luise Jöpner, Deutschland  
2. Geschwister Mauritz, Tanz-Duo  
3. Elly Rogers Co., Artistik im Tierreich  
4. 2 Emilios, akrobatische Balloons  
5. Delmarkos, Tanz-Akrobatis  
6. Adaros, Balancier- und Würfelperch-Akt  
7. Waltraud Beck, die tanzende Akrobatin  
8. Floron, Kunst und Humor am Rock  
9. Margit & Anita, Elastik - Semination auf  
rollender Lauf- und Glaskugel  
10. Marganis, Leiter-Equilibristen  
Neu für Berlin  
Kot & Strop, köstliche Feinkost  
Kapelle Cesaria Poll spielt zur Unterhaltung und begleitet das Programm

# BEROLINA

Alexanderplatz  
345 IM JULI 745

Das Programm der Sensationen!

# Berolina

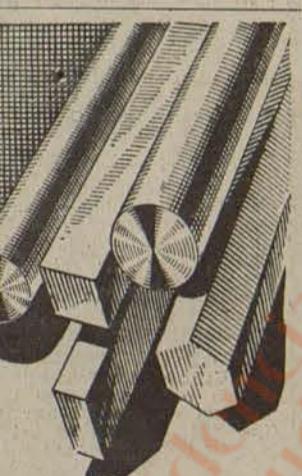
DACHGARTEN  
Ab 2 Uhr Gaumusikzug IX RAD.

# Rheinische Winzerstuben

TÄGLICH KONZERT  
ab 18 Uhr geöffnet  
MONTAGS GESCHLOSSEN  
Seit 1899 nur Leipziger Straße 31-32



Sikkoped Sohlen  
das ist einfach-billig und gesund!  
Schuh- und Lederfachgeschäfte, Drogerien, Sanitätshäuser und  
die Fußpfleger führen „Sikkoped“ das Paar für RM - 95  
SIKKOPED-HEIDELBERG-POSTFACH 134



Walther-Waffen  
sind aus bestem Stahl!

Die tausendfach erprobten Werkstoffe für Walther Waffen werden gegenwärtig anderweitig benötigt. Im Frieden werden sie wieder für Sportwaffen verfügbar sein.

# WALTHER

Die Waffe der Erfolgreichen  
nach dem Krieg wieder beim Fertighandels  
Carl Walther, Waffenfabrik  
Zella-Mehlis Thür. Nr. 8/30



Ein UFA-FILM mit

ZARAH LEANDER  
VIKTOR STAAL  
PAUL HORBIGER  
GRETHE WEISER

Idee: Alexander Lernet-Holenia  
Drehbuch: Peter Grall u. Rolf Hansen

MUSIK: MICHAEL JARY  
Spielleitung: ROLF HANSEN

Ein großer Erfolg bekundete sich in langanhaltendem Beifall.

Geheimnisvolle Moorwelt  
Herstellungsg. und Regie: Dr. Ulrich K. Schulz

4. WOCHE

Täglich 2.30 5.15 8.00

UFA-PALAST am ZOO

# KLEINE RESIDENZ

Ein Hans H. Zerlett-Film  
der Bavaria

Lil Dagover · Johannes  
Riemann · Winnie Markus  
Fritz Odemar · G. Waldau

Musik: Leo Leux - Herstellungsinst.  
Dr. Gerhard Heydenreich

Drehbuch und Spielleitung:  
HANS H. ZERLETT

BERGSOMMER  
Gesamtgestaltung: Ed. Wieser  
Ein Bavaria-Kulturfilm

2.30 5.15 8.00

# MARMORHAUS

# CAFE WIEN

der Treffpunkt im Westen

KURFÜRSTENDAMM 26  
STÜBER UND KRÜGER

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANTZ 41

# Vedunkelungs-Anlagen

Sonnenschutz  
Lichtschleusen  
Innendekorationen  
speziell Großanlagen

Lieferanten sämtlicher Reichsbehörden, der drei Wehrmachtsteile und der Reichsführung

Walter W. Buch, Kom.-Ges.  
Technische Abteilung 275159  
und 275189

Pflegen Sie Ihr Brennabor — es wird Ihnen lange gute Dienste tun. Neu lieferungen sind zeitbedingt nur begrenzt möglich.

# Brennabor

Selbst jener Qualität!

# UNIFORMEN

tir sämtl. Wehrmachtsteile aus meiner Maßabteilung

Wehrmacht-Breeches  
in allen Größen am Lager  
Militäreffekten

Großes Lager in sämtlichen Artikeln  
Mützen, Spiegel, Achsesteckteile, Dolche,  
Seitengewehre usw.

Orden u. Ehrenzeichen

Uniform-Stübben

Berlin W 35, Potsdamer Str. 59

Tel. 22 36 38 und 22 36 85

Versand geg. Nachr., b. Feldpost Vorauszahlung.



Die

Biocitin

Fabrik Ulrich Patz

Berlin SW 61

hat mit ihrer Fabrikation seit über 30 Jahren Anklang gefunden und trägt dadurch zur Förderung der Volks gesundheit bei

# STAATL. FACHINGEN!

# Für die Gesundheit

# FRANK Rohmöbel BERLIN

# Kontrollingenieur

im Flugzeugbau!  
Ich bin nun schon anderthalb Jahre als Kontrollingenieur im Flugzeugmusterbau tätig. Dieses Ziel habe ich nur mit Hilfe Ihrer Lehrbriefe erreicht.

Bremen, am 12.10.40 L. Funke

Große Hanomagstr. 19

Was ist mit Herrn Funke?

Er sollte Ihr Vorbild sein! Er ist einer von denen, die nie satt und müde sind; er ist ein Vorwärtsstreber, der weiß, was er will; er ist Christiani-Schüler. Neben ihm stehen Tausende, die sich ein festes Ziel stecken: Es im Beruf zu etwas zu bringen.

Sind Sie einer von diesen?

Wenn Sie den ernsten Willen haben, auf einen höheren Posten zu gelangen, dann brauchen Sie nur Ihre Fähigkeiten zu nutzen. Der Christiani-Fernunterricht in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen Fächern vermittelt Ihnen das Rüstzeug zur Aufwärtsentwicklung. Monatliches Studienhonorar RM 2.75.

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANTZ 41

# Gibt es?

ein Brot,  
das auch  
„ohne was drauf“  
immer gleich gut  
schmeckt?

Ja: Vollkornbrot!  
Das Brot mit der Gütemarke!

1. Märkisches Vollkornbrot  
2. Westfälisches Vollkornbrot  
3. Rheinisches Vollkornbrot

3 Sorten für jeden Geschmack

# Tückmar

Weltweit

Tückmar SOLINGEN

Tückmar

Weltweit

Tückmar

Weltweit</p